Princeton University Library
32101 066916840

Georg Hirschfeld

PENSION ZWEIFEL

Roman

58
L
71

MEMORIAL LIBRARY

WILLIAM BOULTON DIXON 1915

1ST LT. 151ST BRIGADE F.A.

KILLED IN ACTION
NEAR THIAUCOURT FRANCE
OCTOBER 17TH 1918

VOL. _____ No. _____

Є 141

Hirschfeld / Pension Zweifel

Zweite Auflage

Georg Hirschfeld

Pension Zweifel

Roman

1 · 9 · 1 · 3

München und Leipzig bei Georg Müller

Copyright by Georg Müller München 1913

Erstes Kapitel

„Ein Telegramm!"

„Um Gottes willen!"

Lotte und Bine wechselten einen Blick des Einverständnisses — die Alte saß am Fenster und nähte, die durfte nichts merken. Jedes Telegramm war aufregend, und Großmutter sollte sich nicht aufregen.

„Gib doch her," zischte Bine.

„Ist es denn für dich?"

„Schaf, alles ist für mich."

„Es ist für Mama."

„Ich werde Mama schon sagen, was sie hören darf. Gib doch!"

Bine riß Lotte das Telegramm aus der Hand. Lotte fühlte sich wieder schlecht behandelt und schluchzte. Mit erhobenem Haupt verließ die Schwester das Zimmer.

Frau Kruse sah von ihrer Arbeit auf. „Na, was is denn wieder?"

(RECAP)
578480
SEP 16 1925
3458
.4
.371

„Ach nichts, Großmutter.“

„Nichts? Gibſt du mir auch ſchon ſolche Antworten? Ihr habt ein Mundwerk — na, ich danke. 'ne alte Frau braucht wohl rein gar nichts mehr zu wiſſen? Wozu is denn 'ne alte Frau noch nütze —“

Es drohte eine längere Klagerede, und Lotte hatte nur Sinn für das Telegramm. Sie nickte mit etwas ſinnloſer Freundlichkeit und ließ Großmutter ſitzen. Sofort war ſie bei Bine. Die wußte natürlich ſchon alles und ſtand in lebhafter Erörterung vor ihrer Mutter. Man befand ſich in der Küche. Frau Hinzelmann hatte einen Kuchenteig gerührt, ſie war echauffiert, und ihr graues Haar hing wirr in die Stirn. Eindrucksvoll begleitete ſie ihre Reden mit der großen Kelle, die ſie aus dem Napf gezogen und in die Höhe hob. Sie ſchien ergriffen zu ſein — es war aber eine freudige Ergriffenheit. Wie ſelten und wohltuend war ſolcher Freudenſchimmer bei den Hinzelmanns. Er harmonierte mit den Spiegelflecken auf den Kupfergeräten der Küche, Backwärme herrſchte in dem kleinen Raum, und Roſenfarbe kam endlich wieder auf die verhärmten Frauengeſichter. Schwarz blieb ja noch genug — die Trauerkleider, der Koch-

herd und Bosko, des Tenoriſten langmähniger Pudel. Der hatte ſich natürlich wieder in die Küche geſchlichen. Fortwährend geriet er der eifrig ſchaffenden Frau zwiſchen die Beine, und ſein ſchwarzes Fell zeigte ſchon mehrere Spritzer des gelben Kuchenteigs. Aber Lottes und Bines Mutter hatte nicht die Überlegung, den lieben Bosko hinauszujagen.

Bine ſtand triumphierend vor ihr. Sie hatte die gute Nachricht zuerſt geleſen und der Mutter mitgeteilt. Natürlich ſie. Lotte wütete innerlich — jetzt unterhielten die beiden ſich angelegentlich und ließen ſie noch immer nicht merken, um was es ſich eigentlich handelte. Kam jemand? Sollte jemand vom Bahnhof abgeholt werden? Ja, wer denn in aller Welt? Ein neuer Penſionär? Denn ſonſt . . .

„Hermann muß ihn abholen! Gott, wenn doch Hermann nur erſt hier wäre! Iſt es nicht unglaublich, daß er die Ankunftszeit nicht telegraphiert?“

„Aber, Mutter, er iſt eben ein ſelbſtändiger Menſch geworden! Er iſt kein Kind mehr! Du darfſt kein Kind mehr in ihm ſehen!“

„Hermann kommt ja bald nach Hauſe! Nein, iſt das eine Freude! Lieber Himmel! Und Lotte

ſteht in der Küche und heult! Während wir uns freuen! Warum heulſt du denn, Lotte?“

„Ich heule gar nicht . . . Aber — wenn ich nie was hören ſoll — wenn ich gar nicht weiß, worüber —“

„Großmutter darf nichts wiſſen! Um keinen Preis! Großmutter muß langſam vorbereitet werden! Herrgott, da haben wir ſie ſchon!“

Frau Kruſe ſchob ſich eben in die Küche.

„Brauchſt den Wiſch nich zu verſtecken, Emma. Ich will's euch ins Geſicht ſagen, was los is. Hans kommt.“

„Aber Bosko! Schmeißt das Vieh hinaus! Bosko!! Jetzt hat er wahrhaftig die Schnitzel —!“

Man rettete das Abendbrot noch. Atemlos kam Frau Hinzelmann zurück. „Alſo, ich halte das nicht mehr aus! Ich kündige Herrn Malvini! Vier Mark Penſion und dieſe Hundewirtſchaft! Und die Übungen! Er brüllt den ganzen Tag, und ſie ſingt Koloraturen! Dem ſind meine Nerven —! Lotte, laß den Teig ſtehen!“

Frau Kruſe ſtand mit drohendem Blick vor ihrer konfuſen Tochter. „Habe jetzt 'mal die Gnade und Gewogenheit, mir Auskunft zu geben. Ich laſſe mich nich wie 'ne Waſchfrau behandeln. Ich

zahle auch Penſion, genau wie Herr Malvini. Kommt Hans?"

„Er hat aus Hamburg telegraphiert! Denk' doch, Mama, er kommt wahrhaftig! Gott, mein kleiner Liebling! Direkt aus Bünos-Aires!"

„Buenos-Aires!" korrigierte Bine.

„Wenn der ſelige Adolf das —!"

„Aber, Mama! Nur nicht aufregen! Und Großmutter! Denk' doch an Großmutter!"

„Ach, was!" Zur allgemeinen Überraſchung ſchob Frau Kruſe die fürſorgliche Enkelin von ſich. Es leuchtete nach Jahren einmal wieder in ihren trüben Augen. Sie zeigte ſich keineswegs erſchüttert, ſondern erfriſcht. „Gott ſei Dank! Das hab' ich geahnt! Lotte, was ſagſt du dazu?"

„Ich freu' mich ſo, Großmutter . . ."

„Seht ihr — Lotte! Ihr macht immer viel zu viel Redensarten!"

Jetzt betrat mit ſtrenger, arbeitsmüder Miene ein etwa dreißigjähriger Mann die Küche. Hermann, Frau Hinzelmanns Sohn, pflegte ſich, wenn er vom Gymnaſium kam, ſofort in das Allerheiligſte, in ſein Studierzimmer zu begeben. Heute aber hatte er Frau Griebel, die Portierfrau, auf der Treppe getroffen, und dieſe hatte ihm erzählt,

der Depeſchenbote ſei bei ihm geweſen. Hermann kannte die familiäre Wirkung einer Depeſche. Er panzerte ſich in Energie und Logik. Ein Heftbündel unterm Arm, blieb er ſtehen und fragte barſch: „Was für eine Nachricht iſt denn gekommen?“

„Hans kommt!“

„Hans?“ Darauf war er nicht vorbereitet. Er wurde blaß und machte große Augen. „Wann?“

„Heute abend! Von Hamburg! Er hat keine Zeit telegraphiert!“

„Wirklich?“ Das ſtörte den Philologen. Dann beſann er ſich. „Das Kursbuch.“

Ratlos ſchwirrten die Frauen durcheinander. Nur die Großmutter blieb ſtehen. „Das Reichskursbuch!“ wiederholte Hermann mit erhobener Stimme. Jetzt verſtand Bine, nickte mit dem Eifer eines Negerſklaven und verſchwand. Frau Hinzelmann ſah ihren Sohn mit jenem ſelig ergebenen Blick an, der ſich ganz einem Manneswillen vertraut. Hermann ging unruhig umher. Er war erregt. Das plötzliche Wiederſehen mit dem Vetter verwirrte ihn. Zehn Jahre. Es wäre ihm lieber geweſen, wenn er ſich auf den Empfang hätte vorbereiten können.

Nun kam Bine mit dem Kursbuch zurück. Sie

ſah neben Hermann hinein. „Um ſechs Uhr,“ flüſterte Hermann. „Das iſt aber ein Bummelzug.“

„Alſo kommt er um ſechs Uhr!“ rief Frau Hinzelmann und rührte nochmals den Kuchenteig.

„Unſinn — er kommt um acht, Mutter, mit dem Schnellzug. Nicht, Bine? Meine Kombination iſt doch richtig?“

„Freilich, Hermann!“

„Dann können wir alſo um halb neun Uhr die Schnitzel fertig halten!“

„Vor allen Dingen das Zimmer, Mutter. Das Balkonzimmer.“

„Das haben wir doch an Herrn Neißer vermietet?“

„Zum Donnerwetter, für Hans!“ Jetzt brach es plötzlich in ihm los. „Onkel Adolfs Sohn! Verſtehſt du mich?“

„Ja, ja! Wie kannſt du denn nur ſolche nebenſächliche Bemerkung —! Sei doch nur nicht immer gleich ſo ausfallend, Hermann!“

„Auch noch Tränen, Mutter? Wir wollen uns jetzt unſere Nervenkraft für andere Dinge ſparen!“

Lotte war zur Großmutter getreten. Die beiden verhielten ſich ſtill. Nun kam Auguſte, das

kleine Dienſtmädchen, in die Küche. Sofort veränderten ſich die Mienen der Frauen. Es war, als ob ſie Salonrollen auf einem Liebhabertheater darzuſtellen hätten. Sie warfen ſich vielſagende Blicke zu. Bine begann franzöſiſch zu ſprechen. „Quittons la cuisine! Allons à la chambre à travailler! N'est ce pas?“

Auguſte ſah ſich, wie immer in ſolchen Fällen, wie ein gewiſſes Haustier um. Hermann machte eine nervöſe Bewegung. „Ja, ja! Wir wollen zu mir gehen! Wir müſſen das jetzt gründlich alles beſprechen!“

„Lottchen, bleib' hier und mach' das Abendbrot fertig! Aber hübſch, mein Kind, ſehr hübſch! Ich verlaſſe mich darauf!“

„Soll ich wieder nicht mitkommen, Mutter?“

„Nein, Lottchen!“ Die Weiſen der Familie Hinzelmann entfernten ſich. Großmutter aber ſagte, bevor ſie hinausging: „Ich werde dir ſchon erzählen, Lotte.“

Zweites Kapitel

Im Arbeitszimmer riegelte Hermann zunächſt die Tür zu. Dann ſtellte er ſich an den Schreibtiſch — Bine blieb vertrauensvoll neben ihm. Frau Kruſe und Frau Hinzelmann ſetzten ſich.

„Wir müſſen uns jetzt vor allen Dingen darüber klar werden," begann Hermann mit gedämpfter Stimme, „was wir ihm ſagen dürfen."

Frau Kruſe wurde blaß, aber ihre Stimme blieb feſt. „Ich denke, das wiſſen wir ſchon? Oder verſteh' ich dich nich richtig, Hermann?"

„Er darf es ſelbſtverſtändlich nie erfahren!" flüſterte Frau Hinzelmann mit weit geöffneten Augen.

„Was ſoll er denn erfahren und was nich?" fragte die alte Frau mit einem etwas wirren Blick.

„Aber, Mama! Er muß doch von ſeinem Vater ein möglichſt ſchönes und ehrfurchtgebietendes Bild behalten! Ich meine —"

„Dafür laßt mich ſorgen!"

Hermanns dunkle Augen waren prüfend auf die Großmutter gerichtet. Er ſtrich ſich nervös den buſchigen Schnurrbart. „Ich denke, wir wiſſen alle, was wir zu tun haben. Für Hans iſt Onkel Adolf an der Zuckerkrankheit geſtorben. Für Hans hat er Verhältniſſe hinterlaſſen, die geordnet werden können. Jetzt hab' ich ja andere Aufgaben vor mir, aber meine künftige ſehe ich darin, den Namen Onkel Adolfs reinzuwaſchen."

„Das wird doch vor allem die Aufgabe ſeines Sohnes ſein," warf die Großmutter mit zitternder Stimme ein.

„Bitte ſehr! Auch die meine! Hans iſt drei Jahre jünger als ich! Überlaßt es mir, ihm die Richtſchnur für ſein Handeln zu geben. Ich werde ihm von ſeinem Vater ſagen, was er wiſſen muß."

„Nimm mir's nich übel, Hermann — aber ich traue dem Ton nich ganz, mit dem du das ſagſt."

„Was heißt das?"

„Überlege dir genau, was du für ein empfindliches Herz vor dir haſt. Wie Hans zurückkommen wird. Hans is ein gutes Kind, wenn er auch mit ſeinem Vater auseinander war. Er is eine Waiſe, er wird viel Liebe brauchen. Sei nur nich zu ſchroff, Hermann."

„Schroff?“

„Verſteh' mich recht. Du weißt, wie lange ich darniedergelegen habe. Mir hat dein Onkel das Schlimmſte zugefügt.“

„Großmutter —“

„Aber er is mein Sohn. Nun is es ja aus. Nun will ich ganz anders an ihn denken. Was is Geld? Geld is überhaupt nichts. Erinnere dich immer, was du deinem Onkel verdankſt, Hermann.“

„Im Grunde auch nur Geld, Großmutter.“

„Nein, im Grunde eben nich! Das is es, was ich meine! Das bringt mich immer ſo auf! Du willſt deinen Stolz füttern! Du willſt über deine moraliſche Verpflichtung wegkommen! Das is dein alter Fehler!“

Frau Hinzelmann zog die Schultern hoch und erhob ſich. „Verpflichtung! Wenn ich das höre! Was hat denn Hermann für eine Verpflichtung? Adolf hat einfach ſeine Schuldigkeit getan! Meines Mannes Vermögen ſteckte in Adolfs Geſchäft! Ich bin mit ſiebenundzwanzig Jahren Witwe geworden!“

„Hugos Vermögen war ſchon heidi, als du Witwe wurdeſt! Du vergißt immer, wie ihr gewirtſchaftet habt, du und dein Mann! Ich bitte

dich um alles, Emma, ſprich anſtändig von Adolf. An dir hat er gut gehandelt, tadellos. Du kannſt jetzt deinen Dank abſtatten an ſeinen Sohn — das is dein Standpunkt.“

„Aber wie denn, Großmutter?“ fragte Bine gereizt. „Wie ſoll denn Mutter das eigentlich tun?“ Sie hatte ſchon lange die Augen zur Zimmerdecke erhoben und ein Geſicht gemacht, als ob ſie Zahnſchmerzen hätte.

„Gelbſchnabel! Das muß ſie von ſelber wiſſen, ſonſt is es ſchlimm um ſie beſtellt! Onkel Adolfs Junge kommt zurück! Onkel Adolfs Junge will endlich 'mal ein Heim und eine Familie finden!“

„Hoffentlich fühlt er ſich nicht zu ſehr als Sohn unſeres Wohltäters!“

„Halt' dein Maul, dumme Lieſe!“

Bine rannte zur Tür. „Pardon, Großmutter! Das kann ich mir unmöglich gefallen laſſen! Ich bin geprüfte Buchhalterin!“

„'ne Gans biſt du!“

„Ruhe!!“ Hermann war losgefahren. „Ruhe, Großmutter! Ich dulde ſolche Szenen nicht mehr!“

„Dann geh' ich aus dem Hauſe!“

„Das tuſt du ja doch nicht!“

„Ich weiß ſchon, wo ich bleibe! Ich brauche euch alle nich!“

Hermann fuhr ſich über den Kopf. „Dieſes Vabanqueſpielen, dieſes ſinnloſe Umſichwerfen mit den äußerſten Entſchlüſſen iſt mir entſetzlich! Aber ich dringe ja nicht durch! Ich ſchließe lieber die Debatte!“

„Mir liegt gewiß nichts dran!“

„Dann bitte ich dich wenigſtens, überzeugt zu ſein, daß wir uns Hans gegenüber tadellos benehmen werden!“

„Ach, Hermann, Hermann!“ rief Frau Hinzelmann mit tränenden Augen. „Du weißt gewiß, was du zu tun haſt!“

„Hermann iſt überhaupt viel zu ſchade für die ganze Wirtſchaft,“ ziſchte Bine und knallte die Tür hinter ſich zu.

Hermann wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn. „Das iſt auch wieder ein Unſinn. Wenn ihr doch nur nicht immer ſo exaltiert ſein wolltet. Jetzt muß ich aber zum Bahnhof. Es iſt die höchſte Zeit. Alſo das Balkonzimmer, Mutter. Ich verlaſſe mich darauf. Herrn Neißer ſagen wir ab.“

Hermann griff nach ſeinem Hut und entfernte ſich.

„Das ſagt er ſo einfach," flüſterte die Mutter mit bekümmerter Miene. „Sechzig Mark monatlich entgehen mir, mit denen ich feſt gerechnet habe."

Frau Kruſe hielt die Hand ans Ohr. „Womit haſt du gerechnet?"

Aber die Tochter antwortete ihr nicht.

Drittes Kapitel

Als Hermann fort war, legte ſich die Erregung der Familie Hinzelmann. Die Mutter ging im Wirtſchaftlichen auf und war der Einrichtung des Balkonzimmers hingegeben. Lotte half ihr. Lotte machte ſich ſogar beliebt. Sie drängte ſich ſchüchtern mit dem Vorſchlag an die Mutter, daß ſie in der Badeſtube ſchlafen und Herrn Neißer ihr Zimmer überlaſſen wolle. Dadurch entgingen dann der Mutter die ſechzig Mark nicht. Anſtändige Penſionäre müſſe man ſich warm halten, meinte Lotte mit überraſchender Lebensklugheit. Wer wiſſe denn, wie lange die Künſtlerwirtſchaft dauern werde? Frau Hinzelmann war gerührt. Ihre Lotte! Plötzlich wieder „ihre" Lotte! Aber Hermann mußte man etwas vormachen. Sonſt gab es wieder einen fürchterlichen Krach.

Bine blieb in ihrem Zimmer. Sie war ſanft und nachdenklich geworden. Wenn ſie allein war, fühlte ſie ſich noch überzeugter als Intelligenz der Fa-

milie, denn im Grunde war ſie auch Hermann überlegen. Sie begann ſich auf die neue Erſcheinung zu freuen. Der kleine Hans. Er war gewiß noch immer der kleine, blonde Hans, den ſie ſo ſchön hatte necken können, obwohl ſie drei Jahre jünger war als er. Er hatte immer etwas dummlich Trotziges gehabt, etwas Hilfloſes gegen weibliche Kräfte. Rückſichtslos grob war er, wenn es ihm zuviel geworden, ſeiner Wege gegangen. Wie oft hatte er ſie beſchämt, wie oft war die Ratte — ſo war Bines Spitzname geweſen — an dieſer Unbeirrbarkeit geſcheitert. Einen Jung-Siegfrieds-Zug hatte Hans, und ſie liebte ſolche Männer, wie fern ſie auch ihrem Weſen ſtanden. Aber nun waren die beiden erwachſene Leute geworden. Beide hatten viel erlebt und erlitten, beide ſtanden im Beruf. Es war gar nicht anders möglich — Hans mußte jetzt ebenſo neugierig auf Bine ſein, wie ſie auf ihn. Bine trat vor den Spiegel. Wenn ſie nur ein kleines bißchen größer geworden wäre. Hans war groß. Und blond, eine richtige Mähne hatte er. Ihr Haar — nun ja, es ging. Kaſtanienbraun. Die Augen mußten ihm gefallen, die wirklich klugen Augen. Sie leuchtete ſich ſelbſt damit an. Dann fiel ihr ein, daß Hans gewiß in ſchwerer

Stimmung kommen und zunächſt an etwas anderes denken würde, als an Vines Augen — aber das machte nichts. Er ſollte vor allen Dingen merken, was ſie in dieſem Hauſe zu bedeuten hatte. Lotte? Lotte war und blieb ein dummes Kind. —

Das dumme Kind dachte inzwiſchen ebenſo intenſiv an den Heimkehrenden. Sie machte eben ſein Bett zurecht und ſah dabei zum Bilde ſeines Vaters auf, das die Mutter darüber angebracht hatte. Lotte war es, als ob auch Onkel Adolf ſeinen Sohn empfangen würde. Wie froh war ſie, daß die geſprächige Mutter endlich das Zimmer verlaſſen hatte. Nun konnte ſie ein bißchen nachdenken, wenn ihr das auch niemand zutraute. Lotte nahm die Rolle der „Dummen" ganz gern auf ſich. So überließ man ſie bei aller Arbeit doch ſich ſelbſt. Ob die andern wirklich alle ſo klug waren? Ihre Klugheit machte ſie ſicherlich nicht glücklicher. Was ſollte Lotte ſich ſpreizen und vordrängen? Sie wußte ja, ſie war ein Durchſchnittsmenſch, ſie hatte ihres ſchlechten Kopfes wegen weniger gelernt als Vine. Sie gehörte zu den Untauglichen im Militärdienſt des Lebens. Hübſch war ſie auch nicht, wenigſtens hatte man ihr das nie

geſagt. So blieb ſie alſo das „Haustierchen“ — der Name, den Onkel Adolf ihr gegeben hatte, gefiel ihr ganz gut. Wenn ſie es nur auch für Hans ſein konnte, damit er es nach ſeiner langen Irrfahrt endlich ein bißchen heimatlich bekam.

Sie lauſchte. Fuhr da nicht ein Wagen vor? Das konnten Herr und Frau Geraldo-Malvini ſein. Die leiſteten ſich immer Droſchken. Doch nein. Der Tenor nahm ſich gewöhnlich ein Automobil. Lotte öffnete vorſichtig das Fenſter und ſpähte hinab. Da ſah ſie, wie ihr Bruder unten mit einem Fremden ſtritt, wer die Droſchke bezahlen ſollte. Der Fremde lachte und folgte Hermann kopfſchüttelnd — dieſer trug mit dem Portier einen Koffer ins Haus. War es denn möglich? Der große, blonde Menſch im fremdartigen, engliſchen Reiſemantel — das konnte doch Hans nicht ſein?

Lotte blieb mit pochendem Herzen im Zimmer ſtehen. Dann wurde es nebenan lebendig. Türen wurden geſchlagen, die Mutter und Bine waren hinausgeeilt, und halbe Laute ſtürmiſcher Begrüßung wurden hörbar. Nun trat man ein. Lotte hörte ihre Mutter: „Nein, Hans! Aber Hans! Wie gut du ausſiehſt! Vorzüglich ſiehſt du aus!“

Dann Hermann: „Laß ihn ſich doch erſt mal ſetzen, Mutter. Nimm Platz, Hans.“ „Großmutter!“ erklang nun eine neue, friſche Stimme. Stille folgte — die alte Frau mußte eingetreten ſein. Lotte hörte keinen Laut von dieſer Begrüßung. War denn Bine noch nicht da? Bine war doch ſicher die Erſte geweſen. „Wo iſt denn Lotte?“ Sie hatte es deutlich gehört. Die neue Stimme fragte nach ihr. Wer hatte das je getan? Sie zitterte und wich hinter das Bett zurück. Sie wäre am liebſten auf die Straße hinuntergelaufen und hätte Einkäufe gemacht, die unbequemſten, am längſten hinausgeſchobenen. Es war nicht Vetter Hans, den ſie fürchtete. Die neue Stimme war es, die ſo willensſtark, ſo verheißungsvoll durch die alten Räume klang. Es war, als ob ein friſcher Windſtoß käme. „Wo iſt Lotte?“ Nun kam man gar und holte ſie. Hermann erſchien und zog ſie hinein . .

Lotte ſah ihren Vetter am Tiſch ſitzen. Er ſtand auf, als ſie eintrat. Bine lehnte am Ofen, die Augen eigentümlich glänzend auf Hans gerichtet — Lotte bemerkte das. Sie ſah auch, daß Frau Hinzelmann ihren Neffen mit einer Zärtlichkeit betrachtete, die mehr dem kleinen Liebling von einſt galt, als dem

hochgewachſenen Manne, der gekommen war. Hans ſchritt auf Lotte zu: „Na, Lotte, kennſt du mich noch?“ Ja, dieſe guten, ehrlichen Augen — das war er wirklich. Das war Hans. Sie gab ihm feuerrot die Hand und brachte kein Wort heraus. Dann ſchlüpfte ſie zur Großmutter, die, den Kopf in die Hand geſtützt, am Fenſter ſaß. Bine ärgerte ſich über Lotte. Höchſt albern hatte ſie ſich wieder benommen. Übrigens ſchade um Hanſens Siegfriedsmähne von einſt. Wo hatte er ſeine Locken gelaſſen? Der runde, kurzgeſchorene Kopf war viel alltäglicher. Aber die ſtarken Züge, die Bronzefarbe dieſes Antlitzes und die leuchtenden Augen — prachtvoll. Hans war eigentlich ſchöner als Hermann. Dieſen frevelhaften Gedanken hatte Bine.

„Nun komm' zunächſt mal in dein Zimmer,“ ſagte Hermann.

„Ja, ich muß mich doch ein bißchen ſäubern.“

Hermann konnte es nicht verhindern, daß auch die Mutter und Bine mitkamen. Die beiden blieben in ſpürbarer Ergriffenheit an der Tür ſtehen. Sie ſahen auf Onkel Adolfs Bild, das über dem Bett hing, und Frau Hinzelmann ſchluchzte leiſe. Hermann wurde nervös. Wenn nur Hans das nicht

merkte. „Geht doch hinaus — wir kommen gleich zu Tiſch!“ Doch ſein Flüſtern nützte ihm nichts — die Frauen blieben. Heiter öffnete Hans inzwiſchen ſeinen Koffer. Noch hatte er das Bild nicht geſehen. „Bitte, bitte. Bin gleich fertig. Will mir nur die Hände waſchen. Aber ein feines Zimmer hab' ich — Donnerwetter. Haſt du dir auch nicht zu viel Umſtände gemacht, Tante?“ Jetzt ſah er das Bild. Er errötete, ſah noch einmal hin und blickte dann fort. Hierauf wuſch er ſich eifrig die Hände und wandte ſich dann lächelnd zu den Frauen. Da ſah er ſie noch immer andächtig auf das Bild des Verſtorbenen ſtarren. Hans fürchtete, daß ſie „Ähnlichkeiten“ konſtatieren würden, denn er erinnerte ſich, daß dies eine Eigenſchaft der Familie Hinzelmann war. Er dankte es Hermann, daß dieſer Mutter und Schweſter energiſch hinausbeförderte.

Bald ſaß man am runden Tiſch unter der Hängelampe. Hans entwaffnete die unermüdlichen Aufforderungen, zuzugreifen, durch einen gewaltigen Appetit. Er hatte die graziöſe Ungeniertſein eines Vielgereiſten. Er konnte eſſen und zugleich erzählen. Eine neue, buntfarbige Welt tat ſich den Verwandten durch ſeine Schilderun-

gen auf. Hermann wurde auffallend temperamentvoll. Das Weſen des Vetters ſchien ihn zu elektriſieren. Er wollte aber als echter Philologe ſofort Ordnung in den ungewohnten Genuß bringen und duldete es nicht, daß Hans von den Frauen ſyſtemlos befragt wurde. Hermanns Kopf war etwas ſchwerfällig. Er mußte alles deutlich vor ſich ſehen und dabei verweilen können. Sein Begriffsvermögen reichte trotz aller Gelehrſamkeit nicht weit.

„Braſilien muß doch ein wunderbares Land ſein!“ rief Frau Hinzelmann, Kompott eſſend.

„Warſt du auch im Urwald, Hans?!“ fragte Bine, indem ſie Märchenaugen dazu machte. „Im richtigen tropiſchen Urwald?“

„Aber ſelbſtverſtändlich!“ verſicherte der Vetter kauend.

„Wir wollen zunächſt einmal bei deinem Leben auf der Faktorei bleiben,“ beſtimmte Hermann. „Es war alſo ſo, daß du von Rio de Janeiro eine Tagesreiſe auf dem Mauleſel bis zur erſten Plantage hatteſt und von dort aus wieder eine bis zur zweiten —“

„Ja, Hermann, und ſo mit Grazie ad infinitum. Wir ritten immer von einer Tabaksernte

zur andern — verſtehſt du? Ich nahm meine Niggers immer mit — ſechs Männer und eine Frau.“

„Wie lange warſt du da jedesmal von der Stadt fort? Ich meine hintereinander, fern von jeder Ziviliſation?“

„Nun, zwei, drei Monate etwa.“

„Der arme Junge!“ klagte Frau Hinzelmann. „Wenn du nun krank geworden wärſt!“

„War ich auch, Tante. Mächtig ſogar. Sumpfſieber. Aber das macht nichts. Das iſt 'ne Kinderkrankheit drüben.“

„Merkwürdig, eine Frau,“ bemerkte Bine ſinnend. „Eine weiße?“

„Ne, 'ne Mulattin.“

„O Gott, wie fürchterlich! Was muß die auch alles zu tun gehabt haben? Bei ſieben Männern? Waſchen, reinmachen, kochen —“

„Oh, das machen auch die Männer.“

„Aber was hatte ſie denn ſonſt zu tun?“ Dies war die erſte Frage, die Lotte zu ſtellen wagte. Sie hatte bisher mit heißen Wangen zugehört — kein Wort war ihr entgangen. Als ſie geſprochen, entſtand eine Pauſe, von der nicht alle begriffen, daß es eine Verlegenheitspauſe war. Auch Frau

Hinzelmann wurde unſicher und ſchüttelte nachdenklich den Kopf. Hermann war rot geworden. Er biß ſich in die Lippe und machte ſo ſtrenge Augen, daß die aufſteigende Heiterkeit in ihm erſtickt wurde. Bine begann zu kichern — ſie klopfte Lotte wohlwollend auf die Schulter. Dadurch merkte Lotte erſt, daß ſie eine große Dummheit begangen hatte. Die Großmutter riß ſie, wie ſo oft ſchon, aus der peinlichen Situation. „Die Frau backt Kuchen, Lotte, aus Kokosnüſſen! Daß du daran noch nich gedacht haſt!"

Jetzt platzten alle los. Aber die erlöſende Heiterkeit wurde raſch abgelenkt, als das Nebenzimmer muſikaliſch wurde. Man hörte zierlich und empfindungslos Klavier ſpielen, dazu eine etwas fette Tenorſtimme „Donna è mobile" ſingen.

Hans ſah mit heiterer Überraſchung auf. „Wer macht denn die Tafelmuſik?"

„Rückſichtslos, während wir eſſen," murmelte Hermann.

„Die leidige Penſion," ſeufzte Bine. „Schon im Nebenzimmer iſt man nicht mehr Herr ſeiner Wohnung."

„Aber bitte, mich ſtört das gar nicht. Rigoletto. Hab' ich in Pernambuko gehört. Klingt un-

wahrſcheinlich, was? Wer iſt denn der edle Sänger?"

„Oh, das iſt ein berühmter Mann!" berichtete Frau Hinzelmann mit gedämpfter Stimme. „Das iſt Herr Geraldo-Malvini von der kaiſerlichen Oper in Moskau! Jetzt ſucht er ein Engagement in Berlin!"

„Aber, Mama! Er heißt Geraldo," flüſterte Bine. „Das habe ich dir ſchon ſo oft geſagt. Sie führt auch ihren Namen. Sie heißt Geraldo-Malvini. Sie iſt nämlich auch berühmt. Ich habe ihre Kritiken geleſen. In Agram —"

„Nein, in Temesvar," ſagte Lotte.

„In Agram."

„In Temesvar."

„Zum Donnerwetter, Lotte, in Agram!"

„Streitet doch nicht immer! Das iſt ja ganz egal!" polterte Hermann.

„Beides ſchönes Städte," meinte Hans begütigend.

„Es ſind reizende, feine Leute, Hans," fuhr Frau Hinzelmann fort, nachdem ſie andächtig den höchſten Ton der Arie abgewartet hatte. „Und eine ſtrahlende Stimme, nicht wahr? Sie hat auch eine ſtrahlende Stimme. Dabei ſo einfach und be-

ſcheiden. Beide richtige Künſtler. Das müßt ihr doch auch ſagen, Kinder?“

„Ich traue ihnen, offen geſtanden, nich über den Weg,“ ſagte die Großmutter. „Jetzt ſind ſie im dritten Monat bei dir und haben noch keinen Pfennig bezahlt. Was nützen euch die paar Konzertbilletts? Wenn's nur keine Hochſtapler ſind.“

Hermann fuhr auf. „Ich würde das noch lauter ſagen, Großmutter!“

„Jawohl, ich würde es einfach brüllen!“ rief Bine.

Hans legte ſich wieder ins Mittel. „Aber warum ſollen es denn gleich Hochſtapler ſein? Wenn man ſo viel komiſche Subjekte kennen gelernt hat, wie ich, lernt man Unterſchiede machen, Großmutter. Man muß ſich ans Irreguläre gewöhnen. Habt ihr ſonſt noch Leute in Penſion?“

„Fräulein Fuchs — ach Gott, du kennſt doch die alte Fuchs aus Oranienburg? Die iſt noch immer hier. Aber ſie hat leider Zahnſchmerzen, darum iſt ſie heute nicht bei Tiſch.“

„Merkwürdig,“ ſagte Hans. „Ich erinnere mich, wie ich ſie zuletzt geſehen habe, vor zehn Jahren, hatte ſie auch Zahnſchmerzen.“

„Dann haben wir noch zwei Gymnaſiaſten,

Schüler von mir," fügte Hermann hinzu. „Aber wir ſind heute abend ſelbſtverſtändlich unter uns. Ja, ja, lieber Hans, wenn unſere Verhältniſſe es geſtatten würden, hätten wir längſt Schluß gemacht mit dem Penſionskram."

„Man hat nur Sorge davon und Ärger," ſeufzte Frau Hinzelmann.

„Das tut mir leid, Tante, denn ich kann mich hineinverſetzen." Hans ſah nachdenklich vor ſich hin. „Was es bedeutet, ſein eigenes Heim zu haben, mein' ich. Nun hat man's, und nun ſoll man fremde Leute hineinlaſſen, für fremde Leute ſorgen? Scheußlich. Nein, ich mag keine Penſionen. Nehmt mir das nicht übel — hier reſpektiere ich natürlich die praktiſche Notwendigkeit. Bei mir hat dieſe Abneigung auch einen beſonderen Grund. Die Geſchichte klingt lächerlich, aber ſie hat doch was auf ſich. Als ich vor zehn Jahren nach Rio de Janeiro kam, hatte mich Papa an eine deutſche Familie empfohlen. Es ſollte ein gutes Haus ſein. Nun denkt euch, als Junge von achtzehn Jahren, wildfremd, zwiſchen lauter Portugieſen in eine deutſche Familie zu kommen. Das heißt was. Aber ich war in einer ganz ſonderbaren Stimmung damals. Ich kann euch das jetzt nicht mehr er-

klären, aber ihr wißt ja mancherlei davon. Kurz geſagt — ich hatte mir einen ganz arroganten Lebensmut zurecht gelegt. Ich mußte unglaublich viel Selbſtvertrauen haben. Ich mußte einfach ja zu mir ſagen können. Sonſt wär' es überhaupt nicht gegangen. Als ich nun glücklich gelandet war nach drei Wochen Seefahrt — das war ein famoſes Gefühl. Es hob mich wie mit Flügeln. Ich freute mich zum erſtenmal aufs Daſein. Neuland — verſteht ihr das? So kam ich in die deutſche Penſion. Ich wußte nur die Straße, hatte keine Ahnung, wie die Leute hießen. Und wie ich nun ſo quietſchvergnügt in meiner Eſelsequipage vorfuhr, ſah ich ein Schild über der Tür, darauf ſtanden die Worte: Penſion Zweifel. Ausgerechnet hießen die Leute Zweifel. Erſt lachte ich über den komiſchen Namen, dann aber merkte ich bald, daß er für meine damalige Verfaſſung was Unmögliches war. Bei einem Herrn Zweifel konnte ich nicht wohnen. Ich arbeitete wie ein Pferd, den ganzen Tag, um mich zu betäuben. Aber wenn ich abends nach Hauſe kam, ſah ich immer als Erſtes die Worte ‚Penſion Zweifel' über der Tür. Da zog ich aus, in eine braſilianiſche Spelunke. Und Papa nahm mir das beſonders übel. Er ſah

wieder andere Motive darin, nannte es eine Überſpanntheit, und ‚Überſpanntheiten‘ machten ihn ja immer wütend. Ich konnte aber ſeitdem keine Penſionen mehr leiden.“

Hans war durch ſeine Erzählung, die an ſich ganz harmlos klang, in eine merkwürdige Erregung geraten. Nichts vom Urwald, nichts von gefährlicher Seefahrt hatte ihn ſo lebhaft gemacht. Die Großmutter ſchälte mit zitternden Händen Apfelſinen. Hermann ſaß aufrecht und wußte nicht, daß ſein blaſſes Geſicht nicht ſehr klug ausſah. Sonſt war ihm immer alles ſo klar, er hatte ſeine Meinung ſtets parat. Hier aber hörte er neue Töne. Er beſchränkte ſich darauf, ſich als einen Mann zu fühlen, für den ſolche Idioſynkraſien nicht exiſtierten. Er ließ keinen Zweifel an ſich herankommen. Daß Bine ihren Vetter mit einem geiſtreichen und zuſtimmenden Lächeln anſtarrte, ärgerte Hermann. Lotte ſah nur träumeriſch in Hanſens hübſche Züge. Die Mutter war eingeſchlafen, was immer um dieſe Zeit zu geſchehen pflegte — es hing mit ihren ſchwachen Nerven zuſammen. Bei den Geraldo-Malvinis war es ſtill geworden. Die Uhr ſchlug elf. „Ich denke, wir verabſchieden uns jetzt, Hans, und gehen in mein Zim-

mer," ſagte Hermann. „Da können wir noch ein bißchen plaudern. Iſt es dir recht? Oder biſt du müde?"

„Ich bin durchaus nicht müde."

Sie ſagten den Frauen gute Nacht und gingen, der helle und der dunkle Vetter zu ihrem erſten Zwiegeſpräch.

Viertes Kapitel

Hermanns Arbeitszimmer war ein ſchmuckloſer Raum, wo man außer beſcheidenen Bildern von Goethe und Bismarck, Titelblättern der „Jugend", nur Bücher ſah. Einen Blick ins Freie hatte Hermann von ſeinem Fenſter nicht. Eng und unfreundlich war es draußen, in einer der gleichgültigen Straßen Moabits. Hermann zündete die Lampe an. Hans ging inzwiſchen umher und muſterte mit andächtiger Miene die Bücherregale.

„Merkwürdig," ſagte er nach einer Weile. „Nun bin ich nach zehn Jahren mal wieder in Berlin und wenn's auch nur ein winziger Teil war vom Lehrter Bahnhof bis hierher — ich hätte doch neugieriger ſein dürfen. Berlin ſoll ſich ja koloſſal verändert haben. Aber ich hatte abſolut keinen Sinn dafür. Ich freute mich nur auf euch. Wahrhaftig, Hermann. Kannſt du dir das vorſtellen? Anknüpfen, ich meine ſich einen Boden ſchaffen,

überhaupt mal ein Heimatsgefühl bekommen — verſtehſt du das? Ihr ſeid doch die einzigen, die was von mir wiſſen in Berlin, und ich weiß was von euch.“

Er drückte Hermann die Hand. Der Vetter nickte ernſt. Dann ſetzten ſie ſich einander gegenüber an den Schreibtiſch.

„Du lebſt ja gewiß in einer andern Welt,“ fuhr Hans fort, indem er den hellen Kopf in die dunkle Hand ſtützte. „Wenn ich mich hier umſehe, lauter Gelehrſamkeit. Ich bin ſchauderhaft ungebildet. Das ſag' ich dir ganz offen. Ich möchte jetzt von dir profitieren. Meine Tätigkeit lag auf einem andern Gebiet. Aber gearbeitet hab' ich drüben — Donnerkiel — ich glaube, davon kannſt du dir gar keine Vorſtellung machen.“

„Vielleicht doch,“ erwiderte Hermann. „Ich habe mich immer bemüht, mir ein Urteil über jedes fremde Lebensgebiet zu bilden. Ich bin freilich kein Kaufmann —“

Hans lachte auf. „Ne, das glaub' ich! Das biſt du nie geweſen! Du biſt auch kein Seemenſch!“

Hermann horchte auf. „Was meinſt da damit?“

„Du biſt natürlich ein Landmenſch. Oder vielmehr ein Stadtmenſch. Auch was Gutes. Aber das Wogende, Bewegte, Farbige — kurz, was man Meer nennt — das kennſt du nicht.“

„Bedenke doch, unter welchen Lebensumſtänden ich mich entwickeln mußte,“ ſagte Hermann etwas empfindlich.

„Aber ſelbſtverſtändlich. Ich will das auch keineswegs als Manko von dir hinſtellen. Es iſt der natürliche Weſensunterſchied zwiſchen uns beiden. Ich freu' mich ja jetzt aufs feſte Land. Auf Deutſchland. Ach, Kinder, neue Welt! Na ja. Aber ihr habt die alte! Das iſt auch nicht zu verachten!“

„Die alte muß man, glaub' ich, immer wieder zur neuen machen, Hans — ſo erſcheint es mir richtig. Wir ſind die Träger der Entwicklung. Ich möchte ſagen, der Mutterboden muß immer wieder umgepflügt werden. Es kommt auf die Saat an. Was unſere Vorfahren ſchlecht gemacht haben — das müſſen wir eben beſſer machen.“

Hans ſah ſeinem Vetter nach dieſen Worten lange in die Augen. Es war ein eigentümlich heller und doch ernſter Blick, dem Hermann nicht recht gewachſen war. Er errötete und ſah fort, indem er ſich den Schurrbart ſtrich.

„Sage mir mal offen, Hermann: was hältſt du eigentlich von mir?“

„Ich kenne dich ja noch zu wenig . . .“

„Gewiß, ich will alſo lieber fragen: Was erwarteſt du von mir? Früher warſt du nämlich immer ſehr zurückhaltend, und jetzt bin ich unglaublich losgelöſt. Von allem. Sieh mal, wenn ich meinen Vater noch geſehen hätte. Wundere dich nicht über dieſen Wunſch. Du weißt, was zwiſchen mir und ihm geſtanden hat. Aber nur noch geſehen — das wäre ſchon ein Halt. So iſt er verſchwunden, einfach fort, und alles, was mit ihm zuſammenhängt. Außer euch natürlich, außer euch.“ Hans erhob ſich unruhig. „Übrigens, auf Bilder von ihm lege ich keinen Wert. Die haben was Beängſtigendes. Ich möchte ſogar deine Mutter bitten, das Bild in meinem Zimmer wieder fortzunehmen. Was ich ſuche, iſt lebendige Fortwirkung, ein neuer Begriff von meinem Vater.“

Sie ſchwiegen. Hermann ſaß ſteif und blaß auf ſeinem Stuhl. Es verwirrte ihn, daß Hans ſo plötzlich mitten ins Thema geraten war. Er hätte ſich das Ganze lieber disponiert, um es beſſer beherrſchen zu können. Oder war es der lebendige, heiß empfindende Menſch, der ihn aus der

Faſſung brachte? Er ſah zu ſeinen Büchern hinüber.

„Ich glaube, wir müſſen erſt wiſſen, wie weit die Kongruenz unſeres Denkens überhaupt geht, lieber Hans. Sonſt geraten wir wieder in Mißverſtändniſſe. Ich habe einen moraliſchen Halt, und nichts würde mich mehr freuen, als wenn es auch der deine werden könnte. Ich ſtehe ja auch allein — trotz meiner Familie. Wie ein Mann, deſſen Intereſſen ganz andere ſind, immer zwiſchen mehreren Frauen allein ſteht. Das Gemeinſame iſt nur die materielle Sorge. Ich meine, meine Eigenſchaft als Haupt der Familie. Im übrigen ſieht man mir nicht in die Karten. Du machſt ein erſtauntes Geſicht? Ich muß mich wohl deutlicher ausdrücken?“

„Nein, nein. Aber ſprich, bitte, zuerſt von meinem Vater.“

„Gewiß, ich wollte eben auf ihn kommen. Mein Urteil über deinen Vater dir gegenüber iſt mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Er war mein Wohltäter. Ich habe ihn wenigſtens noch lange als ſolchen zu betrachten.“

„Aber, lieber Hermann, mir gegenüber doch nicht. Das haſt du ſchon damals betont, und dar-

um blieben wir uns ſo fremd. Ich habe das anders empfunden. Ich möchte mir über den Menſchen in meinem Vater klar werden. Ganz objektiv. Gerecht möchte ich gegen ihn werden. Das biſt du doch auch. Ich meine, du haſt doch jetzt ein gereiftes Urteil."

Hermann ſtand auf und rückte das Goethebild, das etwas ſchief am Nagel hing, zurecht. Dann fuhr er ſicherer werdend fort: „Du haſt dich vor zehn Jahren von deinem Vater getrennt. Du haſt mit allen deinen Kräften von ihm fort getrachtet, aus Gründen, die wir nicht weiter zu erörtern brauchen —"

„Im Gegenteil, Hermann! Das möcht' ich jetzt gerade. Meine ‚Gründe' damals waren nämlich ein verteufelt unreifes Zeug! Ich habe zum Beiſpiel das Verhältnis meines Vaters zu Dora Mietke viel zu tragiſch genommen! Ich ſtand unter dem Einfluß meiner armen Mutter. Es iſt ja fürchterlich, wenn die Schmerzen eines älteren Menſchen ſyſtematiſch einem jüngeren eingeimpft werden. Daran hat man zu ſchleppen. Ich urteilte, bevor ich etwas begriff. Ich wurde zum Moralprediger, ohne meine Weisheiten ſelbſt erlebt zu haben. Und als Mutter ſtarb, da glaubte ich

feſt, daß Vater an ihrem frühen Ende Schuld hatte.“

„Nun . . . das haſt du doch wohl nicht ernſtlich geglaubt . . .“

„Doch, Hermann! Ich habe ganz ſchrecklich unter meinem Vater gelitten, aber mein Vater hat auch unter mir gelitten! Das iſt es! Er blieb mit mir allein, mit einem ſiebzehnjährigen, beleidigten Jungen. Er hatte keine Stütze an mir, ſondern einen ratloſen Träumer, einen lebendigen Vorwurf. Das ſeh' ich jetzt klar. Ich weiß jetzt auch, wie ſolche Ehen laufen. Meine Eltern hatten ſeit meiner Geburt keine Ehe mehr. Ich ahnte damals nicht, wie weit unſere Reſpektsperſonen auseinanderkommen. Das erzeugte die Einſeitigkeit in mir. Ich ſtellte mich natürlich auf die Seite der kranken Frau. Daß mein Vater in Wahrheit nicht ſo leben konnte, wie ich ihn ſehen wollte, dieſer kerngeſunde, lebensluſtige Mann, und daß meine Mutter ſchon lange nichts mehr verlor — ja, lieber Gott, die Zeit, das zu kapieren, die kam erſt für mich! Drüben im Weſten, Hermann, unter harten, kämpfenden Leuten! Hermann, was hab' ich da drüben alles geſehen! Wie gründlich mußte ich lernen, daß man einem Menſchen alles

übelnehmen darf, nur ſeine Natur nicht! Ich habe meinem Vater ſeine Natur übelgenommen! Darum hat er mich gehaßt! Gehaßt, Hermann — und iſt darüber geſtorben!" Hans ſtand auf und ging in tiefer Erregung umher. Dann ſprach er weiter. „Wir haben uns nicht mehr verſtändigen können. Jetzt aber, wo ich was erreicht habe, wo ich endlich zurückgekommen bin, da möchte ich wenigſtens mit reinen Gefühlen an Vaters Grab treten. Ich weiß, was ein Grab iſt, Hermann. Eigentlich gar nichts. Es nützt einem wenigſtens nichts. Aber es iſt doch ein Teil von denen, die leben. Verſtehſt du? Ich will Frieden damit ſchließen. Ich möchte darauf weiterbauen."

Hermann ſtarrte vor ſich hin. Sein Ausdruck war ruhig, aber die Flügel ſeiner ſtarken Naſe zitterten. „Auf Gräbern . . . Ja, auf Gräbern bauen wir alle. Es geht wohl nicht anders."

„Ich möchte nur gern einen Gefährten dabei haben. Weißt du, ein ſtarkes, berechtigtes Gefühl für meinen Vater, Hermann. Sieh mal: Du nannteſt ihn vorhin deinen Wohltäter, aber ich rechne ſelbſtverſtändlich nicht damit. So abgeſchmackt bin ich nicht. Ich meine nur, wir beide ſind jetzt reife Leute, wir dürfen uns im Gegenſatz zur

alten Generation eine neue nennen. Der grüne Sturm und Drang iſt vorbei. Das iſt prachtvoll, Hermann. Du ſtehſt hier als Halt deiner Familie und erſetzt ihr meinen Vater. Mir kannſt du ihn auch erſetzen, nämlich das, was mein Vater mir hätte ſein ſollen: ein Freund!"

„Das iſt er dir wirklich nie geweſen."

„Vielleicht können das die Alten den Jungen überhaupt nicht ſein."

„Warum? Bei meinen Kindern ſoll es anders werden."

Sie erhoben ſich und traten zum Fenſter. Draußen war der ſchmale Himmelsraum, den die Straße freiließ, von Sternen erfüllt.

Hans nahm Hermanns Hand. „Du haſt mir noch nicht auf meine Frage geantwortet, Hermann. Du haſt meinen Vater bis zur letzten Stunde gekannt. Du warſt ſein Sohn, nicht ich. Darum kannſt du mir Klarheit über ihn geben. Du kannſt mir helfen, Hermann, damit ich mich ganz mit ihm verſöhne. Es iſt ein ſo prachtvolles Gefühl für mich, nun zwiſchen den Menſchen zu leben, denen er etwas wert war. Hier lebt noch was von ihm."

Hermann ſah vor ſich hin. „Dein Vater hat

uns nicht gekannt. Dein Vater kannte im Grunde nur ſich ſelbſt.“

„Im Gegenteil! Ich hab' ihm ja ſeinen wahlloſen Altruismus immer zum Vorwurf gemacht! Seinen Dünkel, ſich als Pater familias zu fühlen! Er war immer für Leute da, die ihm nicht am nächſten ſtanden. Euch natürlich ausgenommen. So wurden ihm die Nächſten ſchließlich die Fernſten.“

„Ja, Hans. Eben darum. Aber laß mir Zeit. Ich möchte noch darüber nachdenken. Ich möchte mich erſt einmal ſammeln. Für heute — unſere erſte Stunde hat uns zuſammengeführt — ich glaube, es war eine große Stunde für uns beide. Wir werden nicht mehr auseinanderkommen.“

Hans hielt Hermanns Hand feſt. „Wir verſtehen uns, weil wir jung ſind, Hermann. Wir werden nicht wieder in Mißverſtändniſſe geraten.“

„Wenn du mir vertrauſt?“

„Das tu' ich wahrhaftig! Du mußt aber auch mir vertrauen! Du mußt mir alles von meinem Vater ſagen! Alles will ich von dir wiſſen!“

„Nun geh' ſchlafen, Hans. Für heute nichts mehr. Du biſt übermüdet.“

„Ich freu' mich ſo auf die erſte Nacht bei euch! Gehſt du auch zu Bett?“

„Nein, ich arbeite noch.“

„Was, jetzt noch? Haſt du ſoviel fürs Gymnaſium zu tun?“

„Das nicht. Ich will es dir aber anvertrauen: Ich ſchreibe ein großes, wiſſenſchaftliches Werk, Hans. Ein pſychologiſch-philoſophiſches. Das Thema heißt: Dankbarkeit und Selbſtbewußtſein. Da ich die Tage dafür nicht zur Verfügung habe, nehme ich die Nächte zur Hilfe.“

„Hermann, werde mir nur nicht krank!“

„Nein, nein. Ich bin gewappnet. Aber verrate mich nicht. Die andern ſollen nichts davon wiſſen. Ich will erſt mit meinem fertigen Werk hervortreten. Nur Lotte weiß etwas.“

Hans machte ein erſtauntes Geſicht. „Lotte? — Du meinſt wohl Bine?“

Hermann lächelte. „Nein, ich meine Lotte. Natürlich iſt ſie kein wiſſenſchaftlicher Mitarbeiter von mir, ſondern ſie hält mir jeden Abend drei Petroleumlampen bereit. Sie iſt die einzige, auf deren Verſchwiegenheit ich mich verlaſſen kann.“

Hans ſah vor ſich hin. „Lotte ... Die hat mein Vater, glaub' ich, ſehr gern gehabt? Na, gute Nacht, Hermann. Ich bin furchtbar müde.“ Er drückte dem Vetter nochmals die Hand und ging.

Als Hermann allein war, reckte er ſich mit einem ſtolzen Lächeln, als wollte er etwas abſchütteln. Dann holte er ſein großes Geheimnis aus dem Schreibtiſch und ging mit verſchränkten Armen im Zimmer umher. Hans entſchwand ihm bald. Er ſuchte nach einem entſcheidenden Gedanken für „Dankbarkeit und Selbſtbewußtſein.“

Fünftes Kapitel

Hans übernahm in Berlin einen Poſten, der ſeine kaufmänniſche Zukunft entſchied. Er wurde Prokuriſt des Exporthauſes, das er in Buenos-Aires vertreten hatte. In der Zentrale der Firma kam er zu leichterer und um ſo einträglicherer Arbeit. Aber ſeine Lebensbedürfniſſe blieben ſo beſcheiden, wie ſonſt. Was er bei Tante Hinzelmann zu finden glaubte, war ihm mehr als das Genießertum des jungen Berliners, der raſch verdient und ebenſo raſch ausgibt. Er ſah gelaſſen dieſes Treiben an, ohne ſkeptiſch zu ſein. Es amüſierte ihn, aber er machte es nicht mit. Die niederdeutſche Schwere ſeines Weſens kam ſtärker zum Durchbruch, als er wieder in der Heimat war. Er ſuchte nur innerlichen Genuß. Er wollte zum Kern der Dinge vordringen. Und irgendwo, in einem tiefen Winkel ſeiner Phantaſie hütete er eine ſchöne Möglichkeit, ein kommendes Erlebnis, für das er die

goldene Reife in ſich trug, die ſo vielen jungen Männern von heute abging.

Mit den beſten Vorſätzen lebte Hans ſich in die Gewohnheiten der Familie Hinzelmann ein. Er merkte bald, daß er ſich an Hermann halten mußte. Es war eine Weiberwirtſchaft, in die er geraten war, aber Hans hatte Humor dafür. Nur vor den Ränken des Penſionslebens mußte er ſich in acht nehmen, um ſo mehr, als er ſelbſt ſich ganz als Penſionär betrachtete. Schon nach den erſten Tagen merkte er, daß man ihm eine Gaſtfreundſchaft angedeihen ließ, die er keinesfalls annehmen konnte. Es war ihm ſchon peinlich genug, daß ſein Vater, der im Leben der Verſorger dieſer Familie geheißen, im Tode die Hand von ihr gezogen hatte. Wie ſchwer hatte es jetzt die arme Tante. Wenn ſie nur nicht ſoviel unnötige Worte gemacht hätte. Warum betonte ſie immer wieder das Traurigſte und Trennendſte der Menſchen, das materielle Verhältnis? Er war ja froh, wenn man ſich ſtillſchweigend gab, was nötig war. Er hatte ein Heim und leiſtete etwas dafür. Er verdiente ja genug. Lange kam ihm die peinliche Debatte mit der Tante, ob er Gaſt oder Penſionär ſein ſollte, nicht aus dem Sinn. Zum Glück war

Hermann nicht dazugekommen. Das Lenzgrün ihres jungen Bundes vertrug nicht den Rauhreif materieller Erörterungen.

Instinktiv versuchte Hans es zuweilen, die Verwandten mit seiner reichen Frische aus ihrem Kleinkram zu reißen. Aber das war nicht möglich. Sie steckten zu tief in den Alltagssorgen und heuchelten ihr Interesse nur. Die Großmutter allein hatte eine abgesonderte Welt. Aber Hans wagte nicht, dort einzudringen. Unbestimmte Ehrfurcht hielt ihn davon zurück. Die alte Frau verkörperte ihm die Zusammenhänge der Vergangenheit, es war etwas so Heiliges, an ihren Schmerz zu rühren, daß Hans immer wieder daran vorbeiging. Trotzdem entstand sofort ein festes Vertrauen zwischen ihr und ihm. Er fühlte stark, daß die Großmutter das Leid um ihren Sohn niederkämpfte, um dem Enkel etwas zu sein. Nur ausgesprochen konnte noch nichts werden. Blicke mußten genügen, Hansens zukunftsfroher Gegenwart und ihrer tiefen Sorge.

Da es so kompliziert um alles Innerliche stand, war Hans jede äußerliche Erschwerung peinlich. Besonders die Neugier der Pensionäre. Zu seinem Leidwesen bemerkte er, daß er für sie die interessante

Perſon war. Man beſchäftigte ſich unausgeſetzt mit ihm, woran natürlich die ſchwärmeriſchen Schilderungen der Tante, bevor er eingetroffen, ſchuld waren. Man ſuchte ſeine nähere Bekanntſchaft. Die beiden fünfzehnjährigen Gymnaſiaſten waren ihm noch die liebſten Hausgenoſſen. Hermanns Schüler ſuchten in der Fremde ebenſo ein Heim, wie Hans — dadurch fühlte er ſich zu den Elternloſen hingezogen. Aber Fräulein Fuchs, die ſehr geſprächig war und keineswegs immer Zahnſchmerzen hatte, quälte ihn bald mit einer unauffälligen Verfolgung, und das Ehepaar Geraldo-Malvini mutete ihn wie ein Schmierendirektor nebſt Gattin an, die ihn für ihr Theater gewinnen wollten. Nichts aber lag Haus ferner.

Herr Neißer aus Breslau erwies ſich als angenehmer und vervollſtändigte das Berliner Penſionsbild. Er erſchien bald nach Hanſens Ankunft und bezog Lottes Zimmer, das dieſe opferwillig gegen die Badeſtube eingetauſcht hatte. Herr Neißer war ein Sechsdreierrentier. Er ſchwärmte für Kunſt und Wiſſenſchaft, ein gutmütiger Schwätzer, der überall väterlich beliebt war. Er hatte natürlich Hanſens Vater gekannt, er war natürlich Vereinsgenoſſe des ſeligen Hugo Hinzelmann geweſen.

Gefällig gegen jedermann ſetzte Herr Neißer ſeinen Stolz darein, der Mittelpunkt eines „Kreiſes“ zu werden. In dem kleinen Reich der Berliner Penſion ging man nicht mit kalter Gleichgültigkeit aneinander vorbei, wie draußen im Straßengewirr der Millionenſtadt. Frau Hinzelmanns Speiſezimmer war der beſcheidene Hafen, wo die verſchiedenartigſten Exiſtenzen von der Haſt des Daſeinskampfes ausruhten und ſich gleichſam aneinanderſchmiegten. Man konnte ſich hier menſchlich in die Augen blicken, als ob man in einer kleinen Stadt wohnte. Man vertraute einander. Solche Gemeinſchaft brauchte aber einen „Vorſitzenden,“ einen lebenserfahrenen Optimiſten. Das war Herr Neißer. Er war als Theaterhabitué davon überzeugt, daß Graf Hülſen nicht nur Herrn Geraldo, ſondern auch ſeine Gemahlin für das königliche Opernhaus engagieren würde. Er glaubte feſt daran, daß Fräulein Fuchs diesmal in der preußiſchen Lotterie fünftauſend Mark gewinnen würde. Hermanns große Gelehrtenmiſſion rührte er nur mit ehrfürchtiger Miene an, und Bine ſteuerte nach Neißers Überzeugung unbedingt auf eine glänzende Partie zu. Menſchliches Ermeſſen war es freilich nur, wozu ſich der Gut-

herzige verſtieg. Wenn etwas ſchief ging, und die Enttäuſchten vorwurfsvoll zu ihm kamen, hatte er immer dieſelbe reſignierte Bewegung der Hände, als wollte er dem lieben Gott Platz machen. Er hatte das Beſte gewollt. Das war auch etwas wert, einen uneigennützigen Freund auf der Welt zu beſitzen. Frau Hinzelmann ſtand immer wieder bewegt auf Herrn Neißers Seite.

Der treue Eckard der Penſion war von Hans entzückt. Denn eigentlich war Herr Neißer gar kein Skatſpieler und Spazierbummler im Berliner Tiergarten, ſondern ein Freund des wilden Meeres, der die Tropenwälder und ihre Gefahren liebte. Er hatte nur nie Gelegenheit gehabt, ſeine Leſefrüchte in Wirklichkeit umzuſetzen. Jetzt war das plötzlich gekommen, in Geſtalt eines echten, kerngeſunden Menſchen. Herr Neißer begeiſterte ſich für Hans und wies die „Stubenpflanzen" der Penſion immer wieder nachdrücklich auf das neue Element hin.

Mittags aß Hans meiſtens allein, da er ſpät aus dem Geſchäft kam. Abends mußte er in Rückſicht auf die Familie an der gemeinſamen Tafel Platz nehmen. Das war amüſant, aber auch beſchwerlich. Hans wurde nicht damit fertig. Der

Erſte bei Tiſch war gewöhnlich Herr Neißer, der vor dem Eſſen die Voſſiſche Zeitung ſtudierte, um mit intereſſanten Geſprächsthemen verſorgt zu ſein. Das Pincenez auf der gebogenen Naſe, ſuchte er eifrig in dem Blatte herum, und ſeine Glatze runzelte ſich. Wenn die andern zu Tiſch kamen, ſahen ſie Herrn Neißer ſofort an, ob ein politiſches Thema zur Diskuſſion kommen würde — in dieſem Falle hatte er gleichgültig chevalereske Bewegungen, an einen alten Diplomaten erinnernd. Oder ein Unglück war geſchehen, eine elementare Kataſtrophe mit vielen Toten — ergriffen, aber gottergeben empfing Herr Neißer dann die Hausgenoſſen. Meldete die Zeitung jedoch ein Kapitalverbrechen, ſo zuckte es finſter um Herrn Neißers gutmütige Augen, ein herber Zug erſchien an ſeinen Mundwinkeln, und er kam als gewiegter Kriminaliſt vom Ort der Tat. Nicht angenehm war es ihm dann, wenn Herr Geraldo, der Tenor, der erſte war, dem er berichten konnte. Herr Geraldo kaufte ſich nämlich meiſt ſchon auf der Stadtbahn die Abendzeitung und wußte immer alles vorher. Wenn er aber nichts wußte, lag eine grobe Gleichgültigkeit über ſeinem Weſen, die Herr Neißer mit keiner Senſation der Welt verjagen konnte.

Der Sänger ſetzte ſich und wartete auf das Eſſen. „So, ſo," ſäuſelte er nur und ſah verliebt ſeine roſigen Fingernägel an.

Wenn ihm die Gattin folgte, wurde es auch nicht beſſer. Zunächſt brachte Frau Geraldo-Malvini aus ihrem Zimmer das fade Parfüm mit, das Herrn Neißer Übelkeit verurſachte. Es war ein Gemiſch von Patſchuli und welkem Lorbeer. Frau Geraldo-Malvini hatte ſelbſt etwas von dem muffigen Kleinkram der Nippes und Erinnerungen, mit denen ſie ſich umgab. Sie erinnerte an verblaßten Ruhm. Meiſt trug ſie hellfarbige, loſe Gewänder mit vielen Stickereien, die nicht mehr ſauber waren. Ihr gepudertes, griechiſch friſiertes Haupt hatte immer noch die Junohaltung, die man einſt auf der Bühne bewundert hatte. Sie war größer als ihr Gatte, und ſchüchterte alles durch ihre mächtige Stimme ein. Es war ein etwas rauhes Organ, pathetiſch in jeder Äußerung, ob ſie bei Tiſch um Käſe bat oder von ihrer Auffaſſung der Iſolde erzählte. Sie okkupierte Herrn Geraldo ſofort, ſtreichelte ſein gefärbtes Lockenhaar, und Herr Neißer mußte achſelzuckend wieder in die Zeitung blicken.

Wenn die Familie Hinzelmann dann mit den

beiden Gymnaſiaſten erſchien, und Hans aus ſeinem Zimmer gekommen war, begann man ohne Sinn für Neuigkeiten zu eſſen. Auf Fräulein Fuchs wartete man nicht. Die verſpätete ſich jedesmal, ihre Entſchuldigung wurde kaum noch beachtet. Erſt wenn der kalte Aufſchnitt zum drittenmal gereicht wurde, und keine Eier mehr vorhanden waren, begann Herr Neißer ſein Thema aufzuwerfen. Er leitete es gewöhnlich mit einer allgemeinen Betrachtung ein, um dann den Widerſprechenden durch Tatſachen entgegentreten zu können. Hermann widerſprach ihm jedesmal. Hans wunderte ſich ein bißchen, daß ſein geſcheiter Vetter mit dem Kannegießer ſtritt, nur um des Streites willen. Es wurde für Hanſens Geſchmack zuviel um des Kaiſers Bart geredet. Jeder ſpielte eine Rolle. Um die Tatſachen ging man wie um einen heißen Brei herum. Oft wußte man ſchließlich nicht mehr, wovon man eigentlich ausgegangen war. Mißverſtändniſſe ſchwirrten wie Motten um die Hängelampe. Es war unmöglich, Bine vom Unterbrechen eines Redenden abzuhalten und zu verhindern, daß Frau Hinzelmann ſich verhörte. Wenn Hermann wütend wurde, kam lähmende Schüchternheit über den Kreis — dann ging es gar nicht

weiter. Setzten vollends die Geraldos mit ihren falſchen Tönen ein und zerrten alles in ein bengaliſches Theaterlicht, ſo reſignierte Hans. Für dieſes Konzert war er nicht geſchaffen. Er ſuchte ſich ſtumm mit Hermann zu verſtändigen und Herr Neißer ſtand ſarkaſtiſch lächelnd auf. Er verließ dann freilich nicht das Zimmer, denn das wäre ihm zu langweilig geweſen. Sein gekränkter Abgang beſchränkte ſich darauf, daß er zum Erker hinüberging und ſich einſam dem Kanarienvogel gegenüber ſetzte. Von dort aus ſah er mit ſtolzer Miene als Verkannter dem Treiben der Tiſchgenoſſen zu.

Wenn die Großmutter wenigſtens mitgegeſſen hätte. Aber Frau Krauſe blieb abends in ihrem Zimmer. Es hätte auch ſonſt noch mehr Streit gegeben. Einmal wurde es Hans zuviel. Er verlor die Beherrſchung, als Herr Geraldo über Richard Wagner die Achſeln zuckte, und Frau Malvini den Bayreuther wie einen tüchtigen Theaterdirektor verteidigte. Auch Hermann ſprach Hans heute nicht aus dem Herzen. Er kam wieder aus irgendeinem abſonderlichen Winkel hervor. Das, was er ſagte, war dürr und kunſtfremd. Da entſchuldigte ſich Hans und ging. Aber in ſeinem Zimmer dul-

dete es ihn heute nicht. Er hatte auch keine Luſt mehr, auszugehen. Er ärgerte ſich, daß Hermann die Geraldos nicht beſſer abgeführt hatte. Stickluft fühlte er plötzlich um ſich herum. Er mußte an ganz ferne Eindrücke, an Rio de Janeiro, an die „Penſion Zweifel" denken . . .

Aber er wollte um keinen Preis bitter werden. Hier nicht, wo er eben erſt Boden gewonnen hatte. Er lachte kurz. Es fiel ihm ein, daß die beiden Gymnaſiaſten, Kurt Lotze und Erich Meyer, heute nicht bei Tiſch geweſen. Zu ihnen wollte er gehen. Sie konnten ihm wohltun. Als er bei den Knaben eintrat, fand er ſie mit heißen Köpfen über den Arbeitstiſch gebeugt. Lotte ſtand bei ihnen und hatte ein Tablett mit einer Flaſche Bier und mehreren Schinkenſtullen gebracht.

„Nanu? Es iſt ja Zehn! Arbeitet ihr immer noch? Müßt ihr nicht ſchlafen gehen, Kinder?"

Kurt und Erich lächelten verlegen. Noch verlegener aber wurde Lotte, als ſie ſich zu Hans wandte. „Ach, ſage bloß nichts zu Hermann. Die armen Jungen müſſen nämlich eine lange Strafarbeit machen. Sie haben's natürlich verdient — dagegen will ich ja nichts ſagen. Aber da ſie nun wieder ſolange aufbleiben müſſen, habe ich ihnen

noch mal was zu eſſen gebracht. Das darf aber niemand wiſſen.“

Hans ſah lächelnd auf die Verſchwörergruppe. „Ich bin ſtille, Kinder. Aber muß denn die Arbeit zu morgen früh ſein?“

„Zu morgen früh, Herr Kruſe.“

„Habt ihr heute bei Tage keine Zeit gehabt?“

„Ne, da mußten wir für die Schule arbeiten.“

„Hat euch mein Vetter die Strafarbeit aufgegeben?“

„Gewiß, Herr Dr. Hinzelmann.“

„Wofür denn?“

„Wir waren auf der Eisbahn. Wir ſollten heute nicht gehen. Aber morgen taut's, und dann is alles ein Matſch.“

Hans ſah ſchweigend die beiden Miſſetäter an. „Wie lange habt ihr denn noch zu tun?“

„Oh, noch anderthalb Stunden! Wir müſſen auch dreißig Virgilverſe auswendig lernen!“

„Damit bin ich in zwei Stunden nicht fertig,“ ſeufzte Erich Meyer. „Ich mit meinem Kopp!“ Kurt Lotze ſchluchzte ein wenig.

Hans ſah vor ſich hin. „Na, wißt ihr, dann mach' ich euch einen Vorſchlag,“ entſchied er ſchließlich, nachdem er ſelbſt ein unangenehmes

Gefühl niedergekämpft hatte. „Wir machen die Überſetzung aus dem Franzöſiſchen zuſammen, und nachher überhör ich euch Virgil. Ich habe heute abend ſo nichts vor. Kann ich mich noch nützlich machen.“

Die Jungen drängten ſich jubelnd an ihn und hatten einen Kameraden gewonnen. Lotte aber fragte ſchüchtern: „Dann darf ich dir wohl auch noch 'ne Flaſche Bier und ein Schinkenbrot bringen, wenn du noch aufbleibſt, Hans?“

„Ja, bitte ſchön!“ erwiderte der Vetter lachend. „Das iſt mir ſogar ſehr erfreulich! Aber nichts dem Herrn Lehrer ſagen!“

Lotte ſchüttelte den Kopf und ließ die drei Strafarbeiter allein.

Sechſtes Kapitel

An Bine konnte Hans ſich nicht gewöhnen. Aber gleichgültig war ſie ihm auch nicht. Hans folgte im Verkehr mit Menſchen nur ſeinem Inſtinkt. Er pflegte auf andere nur zu achten, wenn ihn ein wirkliches Intereſſe dazu trieb. Sonſt ging er an allem vorbei, weil er von eigenem Erleben erfüllt war. So hatte er etwas Sicheres auch den Frauen gegenüber. Dieſe gewann er, ohne es zu wiſſen. Beſchwerlich wurde es ihm durch die Gradheit ſeines eigenen Weſens, daß er jede zweideutige Haltung der Mitmenſchen ſofort bemerken mußte. Er hatte nicht die Gleichgültigkeit eines Selbſtzufriedenen, um ſich darüber hinwegſetzen zu können.

Wiederholt war es ihm deshalb aufgefallen, daß Bine nicht die Augen von ihm ließ, ſobald ſie ſeiner anſichtig wurde. Er betrachtete Bine nicht wie andere junge Mädchen. Sie war ſeine Couſine, und mehrere Jahre kindlicher Kameradſchaft hat-

te er mit ihr verlebt. Freilich hatte dieſe Kameradſchaft viele Ecken und Kanten gehabt, denn Bine war immer ein eitles ſelbſtſüchtiges Ding geweſen. Die junge Dame, die ſie nun geworden, behielt das Beſchwerliche für Hans. Sie zankte ſich zwar nicht mehr mit ihm, aber ſie wollte doch immer von ihm bemerkt werden. Hübſch war ſie nicht geworden — ſo urteilte Hans, ohne daß Bine es ahnte. Aber ihren blanken, braunen Augen war nicht leicht zu entgehen. Sie machten Eindruck. Die Züge waren fein, und die kleine, ſchmächtige Perſon mußte ſich inbrünſtig nach etwas ſehnen können. Das gefiel Hans. Sie ſchien ihn befragen zu wollen. Ihre Sehnſucht mußte mit ſeiner Rückkehr irgendwie in Zuſammenhang ſtehen. Um was es ſich eigentlich handelte, vermochte Hans nicht zu ergründen. Wenn er ſich ſelbſt betrachtete, wußte er, daß er ſeiner Couſine nicht helfen konnte. Mädchengedanken waren ihm ein zu fremdes Gebiet.

Leichter wäre es ihm geworden, wenn er Bine, wie Lotte, mit ſeinem Vater hätte in Verbindung bringen können. Aber er erinnerte ſich, daß Bine nicht ſeines Vaters Vorliebe geweſen. Es wurde ihm allmählich unbehaglich, ihr zu begegnen. Ein

intimes Geſpräch konnte Konſequenzen haben, die Hans fürchtete. Er war zu ſehr auf ſeinen eigenen Weg gerichtet.

Eines Nachmittags kam Hans ermüdet aus dem Bureau zurück. Zu ſeinem Leidweſen ſah er, daß im Speiſezimmer nicht für ihn allein gedeckt war. Er mußte mit Bine eſſen. Darüber belehrte ihn der Serviettenring auf dem Nebenplatz, der in einer bunten Blumenranke den Namen Bine trug. Bald erſchien auch die Couſine, ſcheinbar überraſcht, Hans vorzufinden. Sie freute ſich dermaßen darüber, daß Hans noch verlegener wurde. Sie habe jetzt auch engliſche Tiſchzeit, erzählte ſie ihm. Ihr Prinzipal, ein vornehmer Kunſthändler, habe die Bureauſtunden anders gelegt. Als ſie Hanſens Erſchöpfung bemerkte, gab ſie ſich den Klagen über ihre eigene Erſchöpfung hin. Hans hatte Hunger. Aber er mußte ſich weniger mit dem Eſſen als mit Bine beſchäftigen. Die Bläſſe des Mädchens machte ſein gutes Herz beſorgt. Er behauptete eifrig, daß ſie ſich zuviel Arbeit aufgeladen habe. Ihm ſei es überhaupt nicht ſympathiſch, wenn junge Damen ſoviel arbeiteten. Bine lächelte. Sie machte ihm Zeichen, zu ſchweigen, da die Mutter durchs Zimmer ging, und wenn das

Dienſtmädchen erſchien, begann ſie wieder franzöſiſch zu ſprechen. Als ſie endlich allein blieben und arme Ritter mit Pflaumenmus aßen, ſagte Bine elegiſch: „Ihr Männer, ihr habt es viel beſſer.“

„Das wollen wir mal dahingeſtellt ſein laſſen,“ opponierte Hans. „Glaube bloß nicht, daß unſere Selbſtändigkeit ſo was Ideales iſt, Bine. Ihr braucht nicht ſelbſtändig zu ſein. Ihr könnt und ſollt euch von uns bedienen laſſen. Das gehört zu eurer Beſtimmung.“

Bine ſah ihn nachdenklich an. „Merkwürdig, daß du ſo ſprichſt, Hans. Denkſt du vielleicht an verwöhnte Modepuppen oder an die deutſche Hausfrau von ehemals? Jetzt iſt das anders. Wir Frauen müſſen arbeiten, wir ſuchen nach einem Beruf.“

„Es kommt auf den einzelnen Fall an.“

„Meiner iſt ſo. Ich freue mich auch darüber. Ich arbeite gern.“ Bine ſagte das mit klingender Stimme. „Wenn ich Muttchens Leben etwas erleichtern kann, iſt mir das mehr, als ſämtliche Vergnügungen, die andere Mädchen in Berlin haben. Wir ſehen lauter arbeitende Männer vor uns. Warum ſollen wir da nicht arbeitende Frauen ſein?“

„Gewiß, gewiß," erwiderte Hans und ſtrich ſich über das blonde Haar. „Ich will euch auch durchaus nicht bevormunden. Ich reſpektiere vollſtändig — aber ich hänge eben an gewiſſen Bildern —"

„Oh, mein Ideal hege und pflege ich auch!" Bine ſah zur Decke empor. „Manchmal, weißt du, wenn ich abends allein ſitze, bei einem guten Buch oder bei einer Handarbeit — dann ſehe ich auch, wie alles einmal werden könnte. Da mache ich mir alles zurecht, und es ſchwebt nicht einmal ſo ganz in den Wolken. Aber ich weiß immer wieder, was ein armes Mädchen zu tun hat. Morgens denke ich an nichts als an meinen Beruf. Da bin ich vollſtändig Realiſtin. Was ſollte denn auch aus Muttchen werden, wenn wir von der Zukunft träumen würden, anſtatt ihr Geld ins Haus zu bringen? Ich meine Hermann und mich. Mit Lotte iſt ja nicht zu rechnen."

„Merkwürdig. Lotte ſieht ſo tüchtig aus. Ich meine — über beſonderen Geiſt braucht man ja nicht zu verfügen. Aber ſie macht ſich doch gewiß im Hauſe nützlich?"

„Es geht. Man muß ſie erſt zu allem bringen. Lotte iſt zu ſchwerfällig — aber dafür kann ſie ja

nichts. Willſt du nun wirklich dauernd in Berlin bleiben, Hans?“ Mit dieſer Frage wandte ſich Bine, das Thema wechſelnd, zu dem Vetter und ſah ihn forſchend an. Ihre Wangen hatten ſich gerötet. Die Flügel ihrer länglichen Naſe vibrierten.

Hans lachte überraſcht. „Nanu! Ich bin ja eben erſt angekommen! Meinſt du, ich werde ſofort wieder wochenlang auf dem großen Teich ſchaukeln?“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Nein, nein. Wir freuen uns doch ſo über dich. Aber ſiehſt du, Hans — ſo wirklich ſeßhaft werden, das kannſt du, glaub' ich, gar nicht. Und das iſt es an dir, was mir ſo ungeheuer gefällt. Verzeih! Ich muß dir das endlich mal ſagen. Niemand hört das ſonſt von mir. Ich habe viel über dich nachgedacht. Ja wirklich, Hans. Dein ganzes bisheriges Leben kam mir oft ſo vor, als ob es mein eigenes wäre. Du lachſt. Aber wir haben wirklich viel Verwandtes. Nur mit dem Unterſchied, daß du vom atlantiſchen Ozean kommſt, und ich noch immer in einem Froſchteich ſitze.“

Bei dieſem Wort horchte Hans auf. Froſchteich? Was war das für eine merkwürdige Bezeichnung? Hart, aber treffend. Das hatte er Bine nicht zu-

getraut. Er wehrte ſich eigentlich dagegen, das Haus ſeiner Tante war ihm dafür zu ſchade. Er dachte auch an Hermann. Trotzdem ... Froſchteich ... War Bine eine heimliche Rebellin? —

Sie ſenkte die Augen unter ſeinem Blick. Sie war noch röter geworden. Ihre nervöſen Finger zogen immer wieder die Serviette durch den Ring. „Du wunderſt dich vielleicht, daß mir das entſchlüpft iſt? Man kann eben in das ſchlimmſte Joch eingeſpannt ſein und doch ſein ſelbſtändiges Urteil behalten. Weißt du, was meine Sehnſucht iſt? Nach Amerika zu gehen und ein College zu gründen oder irgendeinen von den großen, praktiſchen Berufen zu ergreifen. Wenn es ſich nur um Geld handelte — da könnte ich Mutter hundertmal mehr helfen."

„Warum tuſt du's dann nicht?

„Ach Hans! So fragt ein Mann! Die Vorausſetzungen fehlen! Ich ſitze in Berlin! Ein junges Mädchen aus unſern Kreiſen — man wird ja förmlich zugemauert! Da paßt ſich dieſes und jenes nicht! Da gibt es tauſend Gefahren und Rückſichten! Nein, das müſſen ſchöne Luftſchlöſſer bleiben."

„Haſt du mit deiner Mutter ſchon mal darüber geſprochen, Bine?"

„Oft! Aber ich beunruhige ſie nicht mehr damit. Ich bleibe ... Und Hermann ... Siehſt du, das iſt das Tragiſche an uns beiden — wir könnten das Zehnfache leiſten und müſſen reſignieren. Hermann als Schulmeiſter. Ich als Buchhalterin.“

Sie hatte Tränen in den Augen. Wahrhaftig. Hans war nun doch ergriffen. Er ſah Bine jetzt anders an. Hermanns geheimnisvolle Nachtarbeit fiel ihm ein, und er hätte die verzagte Schweſter gern damit getröſtet. Aber er hatte ja Schweigen gelobt. Sonderbar fand er es nur, daß Bine nicht Hermanns Vertraute war. Eine ſolche Mitkämpferin ... Gutmütig rückte er an ſie heran. „Es wird ſchon beſſer werden, Bine. Nur nicht den Kopf hängen laſſen. Wo ſolch ein Wille vorhanden iſt, da kann's ja nicht ſchief gehen. Du biſt eben ein tüchtiger Menſch.“

„Ach, das bin ich leider nicht! Ich wehre mich nicht genug! Man müßte ſich mit Händen und Füßen gegen die Verhältniſſe wehren! Die Verhältniſſe ſind zu traurig! Mutters Nerven und Lottes ewige Eiferſucht und Großmutter — ſeitdem wir die Alte ins Haus genommen haben, iſt gar kein Friede mehr. Sie mäkelt an allem

herum, und dann hat ſie ſo gräßliche Gewohnheiten —"

Hans war wieder herabgeſtimmt. Auf die Großmutter ließ er nicht gern etwas kommen.

„Na, na, Bine. Ereifere dich nur nicht. Damit wird man doch fertig. Und ins Haus genommen — Großmutter — iſt das der richtige Ausdruck?"

„Gewiß! Sie hat doch keinen Pfennig mehr! Sie glaubt uns Penſion zu zahlen, aber das Geld gibt Tante Bertha!"

Hans erſchrak. Das klang ganz anders als er jemals . . . Hatte ſein Vater nicht das Vermögen der Großmutter verwaltet? Sie mußte doch mindeſtens . . . Bine irrte ſich gewiß.

„Du biſt noch nicht lange genug hier, Hans, aber du wirſt bald ſehen, wie ſchwer es iſt, mit Großmutter fertig zu werden. Wir leiden alle unter ihr. Natürlich tut ſie einem leid, die arme, alte Frau, nicht wahr? Ach Gott. Aber wir Jungen können doch unmöglich immer an denſelben Geſchichten kleben?"

Hans nickte leiſe. Er war ſehr ernſt geworden.

„Nun, habe ich dir ſoviel von mir geſagt." Bine ſtand unerwartet auf. „Es gefällt dir vielleicht nicht. Aber du ſollteſt wenigſtens wiſſen, wer hier

neben dir lebt. Dir gehört ja die Welt. Ich denke mir, du wirſt bald ein großes Exporthaus gründen und wieder hinausgehen und überall Verbindungen anknüpfen. In allen Ländern. Daran denke ich gern, Hans. Ich wünſche dir das Allerbeſte. Du kannſt und darfſt, was du willſt. Das bringt doch endlich wieder etwas Großes in unſre Familie."

Sie ging mit unruhigen Schritten umher. Er ſah ihr verwundert nach. „Dein Bruder hat auch ein großes Zeug in ſich, Bine. Wenn er jetzt auch nur Schulmeiſter iſt. Halte dich an deinen Bruder. Ich glaube überhaupt, für dich iſt das Beſte deine Familie. Hier im ‚Froſchteich' haſt du wenigſtens eine Sicherheit, Bine."

„Das ſagſt du mir?! Oh, Hans! Du haſt dich doch von allem losgemacht!" Bine rief es enttäuſcht und ſchmerzlich.

Hans zuckte die Achſeln. „Ich mußte es tun. Die Menſchen ſind verſchieden."

Sie brachen ab, denn die Großmutter und Frau Hinzelmann kamen ins Zimmer. Sie ſchleppten einen großen Wäſchekorb, aus dem ſie reparaturbedürftige Stücke ausſondern wollten. Frau Hinzelmann warf ihrer Mutter, nachdem ſie ſich ihre

Brille aufgeſetzt hatte, ein Stück nach dem andern zu.

„Die Servietten gehen nicht mehr, Mama!“

„Deine! Weil ihr ſie mit Chlor waſcht! Meine ſind noch ausgezeichnet!“

„Spinnweben!“

„Du willſt natürlich neue kaufen! In dem Stil habt ihr's ja immer gemacht!“

„Das halt' ich nicht aus,“ flüſterte Bine ihrem Vetter zu. „Ich glaube, du wirſt dich dieſer Wäſchedebatte auch entziehen. Nicht, Hans?“ Sie hatte ziemlich laut geſprochen und war zur Tür gegangen.

Hans wurde verlegen. Er wollte nicht ſofort das Zimmer verlaſſen. Er kannte die Empfindlichkeit der alten Frau. Bine ſah ihn mit großen Augen an und ging. Iſt das nun wirklich ein freier Menſch? dachte Hans. Ein prachtvolles Mädel? Oder ſpielt ſie nur Komödie? Es wirbelte ihm im Kopf.

„Sieh nur Hermanns Manſchetten, Mama! Die trägt er jetzt das fünfte Jahr, und ſie ſind noch wie neu! Na überhaupt, Hermann! Wie der ſeine Sachen hält!“

Hans ſpürte einen gelinden Stich. Er dachte

an eigene Wäſchemiſere, konnte aber nicht annehmen, daß die Worte der Tante auf ihn gemünzt waren. Draußen auf dem Korridor hörte man Bine „Ich möchte in die Welt hinaus!“ ſingen. Leider kam ſie dabei in drei Tonarten.

„Die gröhlt ſchon wieder,“ brummte die Großmutter. „Da hör' ich lieber den Pudel Bosko ſingen.“

„Pfui, Mama!“ rief Frau Hinzelmann gereizt. „Sage doch ſo etwas nicht von Bine! Das Kind ſingt aus gepreßtem Herzen! Außerdem hat ſie eine ſehr hübſche Stimme, das arme Kind!“

Frau Hinzelmann begann Strümpfe zuſammenzuziehen und blickte auf Hans, um ſeine Zuſtimmung zu hören. Hans ſchien von Bines plötzlichem Geſang nur erſchrocken. Er huſtete ein wenig und meinte: „Sie iſt intereſſant.“

„Wer? Bine?! Siehſt du, Mama!“

„Ich habe mich eben mit ihr unterhalten. Ich war eigentlich überraſcht, was ſie für ſelbſtändige Anſichten hat.“

„Alles nich ſo warm gegeſſen, wie's gekocht wird,“ ſagte die Großmutter, zu ihrem Nähtiſch humpelnd.

„Frau Hinzelmann zuckte die Achſeln. „Sie iſt ein aufopferndes Weſen.“

„Hätteſt du ſie nicht doch nach Amerika ſchikken können, Tante?“ fragte jetzt Hans. „Ich glaube, daß Bine mit ihrer praktiſchen Natur ganz gut hinübergepaßt hätte.“

Auf Frau Hinzelmanns Züge kam ein lächelndes Staunen. „Nach Amerika? Wie kommſt du denn darauf, Hans?“

„Na, ſie hat mir eben von ihrem alten Lieblingsplan erzählt. Sie hätte ſich ſo gern in Amerika ſelbſtändig gemacht. Ich finde die Idee ſehr gut.“

„Aber um des Himmels willen! Bine! Denkt denn Bine an ſo etwas! Das iſt ja ganz unmöglich, Hans! Will ſie mich im Stich laſſen?“

„Ne, ne,“ ſagte die Großmutter ruhig. „Rege dich man nich auf, Emma. Sie bleibt ſchon.“

Hans ärgerte ſich. „Ich gebe nur wieder, was Bine mir eben erzählt hat. Ich dachte, daß du davon unterrichtet biſt, Tante. Bine erwähnte übrigens, daß meine ganze Laufbahn ſie dazu angeregt hätte. Sie wollte es mir am liebſten nachmachen.“

Frau Hinzelmann ſchlug ihre Hände ineinander „Nein, mein lieber Junge! Nein, da biſt du in einem großen Irrtum. Da mußt du dich wirk-

lich verhört haben! Aber ich kann mir jetzt auch denken, wie das alles zuſammenhängt! Das gute Kind! Das gute, geliebte Kind!"

Frau Kruſe hielt ſich die Ohren zu.

„Wie hängt es denn zuſammen, Tante?" fragte Hans mit einer Miene, deren Ungeduld nicht länger zu bezwingen war.

„Du biſt ihr Ideal, mein Junge," erwiderte Frau Hinzelmann mit zitternder Stimme. „Sie hat auf dich gewartet, ſeit Jahren. Das wollte ſie dir nur nicht eingeſtehen. Ich weiß es. Mit der amerikaniſchen Idee ſucht ſie nur eine Brücke zu dir. Sie möchte mit dir einig ſein in allen Dingen. Aber nun biſt du ja da, und ſie iſt auch da, und ihr ſeid beide tüchtige, ſelbſtändige Menſchen geworden. Ihr braucht kein Amerika mehr. Wahrhaftig. Ja, ja, lieber Hans. So iſt Bine."

Nach dieſer etwas rätſelhaften Rede raffte Frau Hinzelmann ihre Wäſche zuſammen und verließ das Zimmer. Hans ſollte offenbar beglückt ſein, aber er ſah nicht darnach aus. Zornesröte ſtieg in ſein Antlitz. Er ſtützte den Kopf in die Hand und ſchüttelte ihn leiſe. „Iſt das nicht unglaublich?" fragte er dann, ohne die Großmutter anzublicken.

„Warum erzählt mir Bine denn das alles? Und gar nichts ſteckt dahinter?“

„Gar nichts, Hans! Das wird dir noch öfters paſſieren,“ ſagte die Großmutter, die ſich in ihren Lehnſtuhl geſetzt hatte. „Im Reden ſind ſie hier alle groß. Die Reichstagsabgeordneten ſind gar nichts dagegen.“

Hans achtete auf ihren Einwurf nicht. Er ſtand auf. „Außerdem,“ ſagte er gepreßt, „mir iſt das Unverſtändlichſte — ich ſchätze ja Bine ganz entſchieden, Großmutter — ich habe ſie immer geſchätzt — aber es gab auch immer etwas zwiſchen uns, was die richtige Sympathie — ich meine — was etwas Fremdes zwiſchen uns brachte. Das iſt nicht anders geworden. Im Gegenteil. Wir ſind, glaub' ich, zu verſchiedene Naturen.“

„Das ſeid ihr! Genau ſo verſchieden, wie Bine und Lotte!“

„Aber wie kommt denn Tante Emma darauf, daß Bine auf mich gewartet hätte? Was heißt das überhaupt? Warum ſagt mir Tante auch ſo was? Und Ideal? Das iſt doch Blödſinn!“

Die Großmutter ſpürte eine ſtarke Erregung in Hans. Sie ließ den Augenblick nicht vorüber. Raſch griff ſie nach ſeiner Hand. „Komm' mal

her, mein Junge. Wenn ſie hier auch alle meinen, daß ich ſo langſam wieder in die Kinderjahre verfalle —"

„Großmutter —!"

„Ich bin doch noch ziemlich helle. Darum möcht' ich dir einen guten Rat geben, Hans. Streiche vom meiſten, was Hinzelmanns ſagen, zwei Drittel weg. Dann ſtimmt es ungefähr. Laß dich nie von ihren großen Redensarten beſoffen machen."

Hans wurde blaß. „Glaubſt du das auch von Hermann?"

„Bei Hermann is es anders, aber nich viel beſſer. Sie haben es alle von ihrer Mutter geerbt. Man muß ſich dran gewöhnen. Ehrlich, wirklich ehrlich können ſie nich ſein. Das ſcheint ja ſchwer zu ſein. Man ſieht es bei den beſten Menſchen."

Die Großmutter lächelte und ſah zum Fenſter. Aber es war ein Lächeln, das Hans ganz ernſt machte.

„Großmutter —"

„Tante Emma rechnet auf dich. Ich ſag's dir grade heraus. Sei vorſichtig, Hans. Ich will nicht, daß ſie dich kapern. Du biſt Adolfs Sohn. Du ſtehſt mir am nächſten. Laß ſie ſich ein anderes ‚Ideal' ſuchen."

„Was meinſt du denn damit, Großmutter?“

„Bine hat ihren alten Prinzipal in Reſerve. Herrn Bamberger, den Kunſthändler. Warum nich? Wenn ſie's durchſetzt, is ſie verſorgt. Aber zwei Eiſen im Feuer? Ne, Bine.“

Hans ſtand eine Weile in Gedanken — dann gab er der Großmutter die Hand und ging. Er machte einen langen Spaziergang durch den Tiergarten. Seine Couſine hatte ihn angegriffen.

Siebentes Kapitel

Von nun an wollte eine gewiſſe Angſt in Hans nicht zur Ruhe kommen. Ehrlichkeit und Vertrauen zu finden, hatte er ſich leichter vorgeſtellt, als es war. Er mußte die ſchlimme Entdeckung machen, daß die neue Welt, die er hinter ſich gelaſſen, mit ihrer kalten Gewinnſucht nicht allein die Wirklichkeit bedeutete. Die alte Welt lief in denſelben Geleiſen, nur anders ausſtaffiert. Was Hans ſich auf dem Kontinent ſehnſüchtig erhofft hatte, war vielleicht nur die Schwärmerei eines ausgewanderten Deutſchen, ein Traum, dem man grollte, wenn er ausgeträumt war. Mit Mißtrauen begann Hans die Männer deutſcher Arbeit, die Frauen deutſcher Züchtigkeit zu betrachten. Aber bald ſchüttelte er ärgerlich lachend über ſich ſelbſt den Kopf. Bine ſollte ihm ſein Gefühl nicht verwirren. Die eine Bine, deren Honig bitter ſchmeckte, eine verkappte Weſpe vielleicht. Er hielt ſich an Hermann. Hier war ja doch ein deutſcher

Mann. Außerhalb ſeines Berufes, der ihn mit der Welt täglich in Berührung brachte, ſcheute Hans die Welt. Wie fadenſcheinig war da alles, was zu ſehen war, mochte man ſich noch ſo tief in das Getriebe hineinhören. Induſtrie war ein Penſum, das erledigt werden mußte — dann hatte jeder den Hafen ſeines Perſönlichen aufzuſuchen. Ein Freund war der einzige Halt. Ein Freund war Sinn und Ordnung, Glaube, Zielbewußtſein. Lebendiger Austauſch aller Schmerzen und Hoffnungen — nichts ließ ſich mit dieſem Glück vergleichen.

„Eines Freundes Freund zu ſein!“ Hans lebte trotz Amerika noch in Friedrich Schiller. Aber der einzige, zu dem es ihn hindrängte, war nicht zu erreichen. Trotz räumlicher Nähe, trotz der jugendlich heißen Ausſprache, welche die erſten Stunden den beiden Vettern gebracht. Hermann hatte die Verſchloſſenheit einer Felſenhöhle, vor deren enger Öffnung ein Wanderer ſteht. Tiefes Rauſchen vernimmt er, aber er zweifelt, ob nur kaltes Dunkel oder ein leuchtendes Wunder verborgen iſt. Hineinblicken konnte Hans in ſeinen Vetter nicht, ſo oft er auch vor der Pforte ſtand. Er gab es ſchließlich auf, dieſes Herz zu erſtürmen, und wollte

ſich lieber behutſam über Hermanns Charakter klar werden. Wie waren ſeine Grundzüge? War er verbittert? Neidiſch konnte er nicht ſein. War er beſonders ſcharfſinnig? Es war jedenfalls nicht möglich, ihn für beſchränkt zu halten. Wie groß das Maß ſeiner Menſchlichkeit war, ließ ſich nicht feſtſtellen. Hans hätte ihn einmal in einer kritiſchen Lage ſehen müſſen. Aber die Tage des Gymnaſiallehrers liefen gleichmäßig hin. An Weltanſchauung ließ Hermann es nicht fehlen — aber zu ſeiner Weltkenntnis konnte man kein Vertrauen haben. Aus Bines „Froſchteich" ragte er hoch hervor — was wollte das aber für Hans bedeuten, der im Freunde einen Mittler zwiſchen dem eigenen Ich und der Außenwelt ſuchte?

Glücklich war Hermann nicht — das ſtand feſt. Er war eine Autorität, die ſich beſtändig den Rücken deckte. Hans ſah es immer wieder. Dieſer ſcharfe und unbeirrbare Pädagoge war im Innerſten unſicher. Zuweilen machte Hans ſich Gedanken, ob Hermann überhaupt ſchon Erlebniſſe gehabt hatte. Die Verlockungen Berlins gingen an ihm vorüber. Dabei hatte er die ſonderbare Schwäche, ſich als Kenner der Höhen und Tiefen aufzuſpielen. Hans, der wie jeder ehrlich um das Weib

Ringende bei dieſem Thema wortkarg wurde, mußte eines Nachts in der Friedrichſtraße einen langen Vortrag von Hermann anhören. Sie kamen aus einer Volksverſammlung, und die vielen Halbweltdamen, die ihnen begegneten, regten Hermann zu ſeiner Betrachtung an. Er ſprach moraliſch ſtreng und kenntnisreich. Hans, der vom Bier benebelt war, hörte nicht viel Sinn aus der langen Rede heraus. Plötzlich befanden ſich die beiden Vettern im Café National. Hans wunderte ſich kaum, daß der lebenserfahrene Hermann dieſes Lokal kannte, geſchweige denn, daß er es betrat. Aber um ſo mehr hatte Hans ſich über den Verkehrston zu wundern, den der Pädagoge den herumſitzenden Damen gegenüber für richtig hielt. Hermann wollte es ſeinem Vetter offenbar ‚mal zeigen'. Er lächelte herausfordernd. Jedes Wort, das er ſprach, war gewollt oder ungewollt zotig. Das ging ſo weit, daß er übles Aufſehen erregte und ſich nach wenigen Minuten mit dem beſtürzten Hans auf der Friedrichſtraße befand.

Ein häßliches Abenteuer. Hans ſuchte es raſch zu vergeſſen, Hermann kam nie wieder darauf. Sie einigten ſich ſtillſchweigend, von nun an nur noch ernſte Genüſſe aufzuſuchen. Hans liebte die

Wagnerſche Muſik. Er konnte ſie nun endlich im Berliner Opernhauſe hören. Zu ſeiner Freude erklärte auch Hermann Wagner für einen „entſcheidenden Kulturfaktor", und ſie fühlten ſich mit Feuereifer in die große, deutſche Fantaſiewelt hinein. Im Künſtleriſchen ſchienen ſie die Harmonie zu finden, die das Leben ihnen noch verſagte. Als ſie in „Triſtan und Iſolde" waren, ſpürte Hans zum erſtenmal eine intenſive, rückhaltloſe Hingabe des Vetters. Tief atmend wandte er ſich ihm nach dem zweiten Akte zu. Er hoffte jetzt auf den verbrüderten Klang. Hermann aber ſah ihn lächelnd an und ſtrich ſeinen buſchigen Schnurrbart. „Ja, ich für meine Perſon — ich werde damit nicht fertig."

„Inwiefern?" fragte Hans gereizt.

„Ich frage mich während des ganzen Abends: ſoll das nun ein Drama ſein oder eine Tondichtung?"

„Das iſt mir offengeſtanden Wurſt! Für mich iſt es ein Drama und eine Tondichtung und alles Mögliche!"

Hans war wütend. Der dritte Akt konnte kaum noch auf ihn wirken. Auch bei der „Götterdämmerung" ging es ihm nicht beſſer. Da mußte er,

als man um Mitternacht aus dem Opernhauſe kam, mit Hermann durch drei überfüllte Kneipen wandern, weil der Vetter ſich mit dem Profeſſor Opitz, einem Kollegen vom Gymnaſium, verabredet hatte. Aber er fand Opitz nicht. Als der alte Herr endlich zur Stelle war, erwies er ſich als ſchwerhörig und furchtbar beredſam. Kaum hatte er gehört, daß die Freunde in der „Götterdämmerung" geweſen, als er auch ſchon mit der ganzen germaniſchen Mythologie herausrückte. Hans mußte ſchließlich wegen Kopfſchmerzen früher nach Hauſe gehen. —

Nur draußen im Freien, bei gemeinſamen Spaziergängen, kamen ſie zu einer ungeſtörten Harmonie. Da konnten ſie an das unbekümmerte Nebeneinander der Knabenjahre anknüpfen. Faſt kam es ſo, daß ſie ſich am wohlſten fühlten, wenn ſie den „reifen Mann", den ſie ſich auf den Rükken geladen hatten, abwerfen konnten. Noch war ihr lieber Spielplatz von einſt, das Tempelhofer Feld, vorhanden. Sie ſuchten es auf. Hier umſchwebten Hans gute Erinnerungen. Auf dieſer rauhen, echt berliniſchen Wieſe hatte er ſich einſt mit Vetter Hermann getroffen, als beide noch Schüler des askaniſchen Gymnaſiums geweſen waren.

Hier hatte man Drachen ſteigen laſſen, hier war man die niederen Schanzwälle heruntergetobt. Die waren nun fort. Aber die einſame Pappel ſtand noch da, und der ſcharfe Hopfengeruch kam noch immer aus der Bockbrauerei herüber. Wenn es Mai wurde, gab es auch wieder die Frühjahrsparade mit dem Kaiſer zu Pferde und großer Farbenpracht. Die Vettern verabredeten ſich ſchon an einem rauhen Märzabend dafür.

Hans freute ſich am meiſten, daß Hermann auf dem alten Spielplatz das weiſe und überlegene Weſen los wurde, das oft etwas Kränkendes hatte. Schade war es nur, daß dieſe Spaziergänge ſelten zuſtande kamen, denn die Vettern waren beruflich zu ſehr in Anſpruch genommen. In Hans blieb auch ein ſtiller Gram, daß Hermann ihre Geſpräche ſtets auf einem leichten Niveau hielt, das zu nichts verpflichtete. Hans konnte ſich vorſtellen, daß Freunde im höchſten Sinne ernſt ſein konnten, ohne die Heiterkeit des Gemüts zu verlieren. Hermann aber wich ihm immer aus. Die ſchöne Erregung ihres erſten Geſpräches kehrte nicht zurück. Wohl hatte ſie den Grundſtein zu ihrem Bunde gelegt und klang beſtändig in ihnen nach. Aber dieſer Klang wurde

leiſer und leiſer. Hans fühlte, daß Hermann ſein Verſprechen nicht einlöſte. Er hatte an jenem erſten Abend Hanſens ungeſtüme Fragen beſchwichtigt. Er wollte ſich alles „überlegen". Aber das Reſultat dieſer Überlegung verſagte er dem Freunde. Über den toten Vater wurde nicht geſprochen, als wäre dieſes Thema nur Wirrnis und Pein. —

Zu ſeinem Geburtstage erhielt Hans von Hermann die Geſpräche Eckermanns mit Goethe. Das Buch freute ihn nicht ſo, wie die Widmung, die ſein Vetter auf die erſte Seite geſchrieben hatte: „Gerecht ſein gegen jede aufrichtige Beſtrebung, iſt wahre Humanität." Hans war nicht ſehr beleſen und hielt dieſe Worte für einen Gedanken Hermanns. Erſt ſpäter wurde er durch den gebildeten Herrn Neißer über den Autor aufgeklärt. Daß Hermann ihm dieſe Worte in ſein Geſchenk geſchrieben, beſchäftigte ihn ſehr. Hier einſetzend, glaubte er mit ihm zu der entſcheidenden Klärung kommen zu können. In den freien Worten war ja, was ſie jetzt empfanden, als Grundſatz niedergelegt. Bald ſpürte Hans, daß er Hermann am nächſten kam, wenn er den Erzieher in ihm anerkannte. Er mußte ſich von ihm bilden laſſen. So hörte er denn geduldig zu, wenn Hermann

ihm die Werke der Weltliteratur vorlas. Er las ſie in einer Weiſe, die Hans als falſch empfand — pathetiſch und immer ein bißchen, als ob er ſeine eigenen Produkte vorläſe. Auch hielt er die Charaktere nicht auseinander und las den Fauſt zum Beiſpiel ebenſo hölliſch ziſchend wie den Mephiſtopheles. Sein Bierbaß für Gretchen wirkte ſogar komiſch. Aber es waren doch Stunden reiner Erhebung — das ſpürte Hans. Hermanns glühende Begeiſterung blieb liebenswert. Eines Abends — als ſie der gewaltigen Schlußſzene des „Torquato Taſſo" nachſannen, kam Hans plötzlich darauf, mitten in ſein Thema zu greifen. Ohne Scheu vor Hermann, der noch in klaſſiſchen Landen weilte, ſagte er: „Es iſt doch merkwürdig — mein Vater hat für Operetten geſchwärmt, im Wintergarten war er Stammgaſt, aber von Goethe und Schiller hat er ſich jedes Jahr etwas angeſehen. Ich erinnere mich genau, wie er immer mit einer gewiſſen Feierlichkeit, quaſi als Verpflichtung, Billetts zum Deutſchen Theater gekauft hat."

„Ein bißchen ſteckt der Bildungsphiliſter wohl in allen Männern dieſer Generation," antwortete Hermann mit gerunzelter Stirn.

Hans ſchüttelte den Kopf. „Glaubſt du, daß es

nur das iſt? Ob nicht auch eine Art Sehnſucht darin ſteckt? Etwas, was nur gepflegt und entwickelt werden müßte? Ich finde, ſolche Regungen muß man bei Menſchen, die im Praktiſchen leben, beſonders reſpektieren. Die Klaſſiker werden einem doch im Gymnaſium ſyſtematiſch verekelt. Das ſchulmeiſterliche Zerpflücken ſolcher Wunderwerke iſt doch nicht halb ſoviel wert, wie der naive Genuß eines lebenserfahrenen Menſchen."

Hans fühlte erſt, als er zu Ende geſprochen, daß er Hermann vielleicht weh getan hatte — aber es war nicht mehr zurückzunehmen. Der Vetter wurde um einen Schatten bläſſer und lächelte ſtarr vor ſich hin. „Immer müſſen die armen Schulmeiſter herhalten."

„Aber Hermann — du biſt dir doch ſelber über die Mängel klar —"

„Gewiß, gewiß. Aber ich kenne die Generation, der dein Vater angehört, ſo genau, daß ich ſagen darf: es iſt nichts auf ihren „Enthuſiasmus" zu geben. Sie denken an Koſtüme, an hübſche Schauſpielerinnen, an alle möglichen Äußerlichkeiten — nur nicht an den Dichter und ſein Werk. Von einer wirklichen Andacht, die eine dauernde Vered=

lung in ſich ſchließt, kann keine Rede ſein. Das beweiſt leider ſchon der nächſte Tag.“

„Ich glaube nicht, daß man das ſo leicht erkennen kann. Übrigens möchte ich hinzufügen, daß mein Vater immer allein in die klaſſiſchen Vorſtellungen gegangen iſt. Nur mich hat er manchmal mitgenommen.“

„Aber Hans, wie können denn moderne Geſchäftsleute überhaupt zu einer vollen Durchdringung eines Kunſtwerkes mit all ſeinen kulturellen Beziehungen gelangen?“

Hans zuckte zuſammen. „Ich bin auch ein moderner Geſchäftsmann,“ ſagte er ruhig lächelnd. „Ich möchte durchaus nicht mehr ſein.“

Sie ſchwiegen jetzt beide eine Weile und konnten ihrer Verſtimmung nicht Herr werden. Das Sonderbarſte war, daß es ihnen plötzlich wohl tat, gegeneinander gereizt zu ſein. Hans fühlte, daß der ſanfte Ton viel weniger Vertrauen ſtiften konnte, als der aggreſſive, der um jeden Preis zur Ausſprache drängte. Sein bisheriger Weg zu Hermann ſchien ihm plötzlich falſch zu ſein. Er begriff ſich nicht, warum er auf einen Freund Rückſichten genommen, die allenfalls einer Frau gebührten. Aus der weichen Bewunderungsſphäre,

die Hermanns Familie um ihn herum geſchaffen, ſtieg Hans energiſch heraus. „Ich glaube, man müßte ſich darüber klar werden, ſonſt ſchadet man den eigenen Beziehungen, Hermann.“

Hermann ſah ihn mit ſeinen dunklen Augen forſchend an. „Worüber?“ fragte er kurz.

„Selbſtzufriedenheit, die nicht motiviert iſt, halte ich für Dünkel.“

„Ich auch. Sie iſt aber am meiſten bei der Generation zu finden, von der wir reden.“

„Laſſen wir mal die Generation, Hermann. Halten wir uns an die Perſonen, von denen wir etwas wiſſen.“

„Ich tue nichts anderes.“

„Dann mußt du mir ſchon mehr ſagen. Ich vermiſſe überhaupt die Fortſetzung unſeres erſten Geſprächs. Du erinnerſt dich an den Abend, wie ich angekommen bin . . .“

„Genau ſo wie du.“

„Du haſt mich damals vertröſtet. Du haſt mir weitere Aufklärungen verſprochen — bis jetzt aber haſt du ſie mir, nimm mir's nicht übel, nicht gegeben.“

Hermann ging zum Fenſter und ſah auf die

Straße hinaus. „Du drückſt dich ſonderbar aus, Hans. Ich verſtehe dich garnicht mehr . . .“

„Das mußt du aber unbedingt. Ich kann auch zwiſchen Menſchen, wie wir beide, nichts Sonderbares darin finden.“

„Du wirſt ſchroff — du forderſt etwas — du wirfſt mir vor, daß ich ein Verſprechen nicht eingelöſt hätte. Ja, lieber Hans, begreifſt du denn gar nicht, wie peinlich es für mich iſt, mit dir über dieſe Dinge zu ſprechen?

Hans ſtand auf. Etwas Unbeugſames war über ihn gekommen. „Das begreife ich durchaus nicht. Nach meiner Anſicht fällt das zwiſchen Freunden fort. Mein Vater lebt nicht mehr. Wie ich zu ihm ſtehe, weißt du. Ich ſuche weiter nichts als eine Verſöhnung mit ihm in einem höheren Sinne, den das Leben leider nicht erfüllen kann. Er iſt tot — ich lebe. Du ſtehſt zwiſchen uns beiden. Sieh mich nicht ſo mißtrauiſch an, als ob ich von einem Wahn befangen wäre, Hermann. Daß ich über meinen Vater alles wiſſen möchte, muß dir doch klar ſein. Ebne mir den Weg. Zeige mir ſein Bild. Herrgott, ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken ſoll — wenn du's nicht fühlſt . . .!“

Hans wandte ſich heftig atmend ab. Da hörte

er die ruhige Frage Hermanns: „Was willſt du denn im weſentlichen wiſſen?“

„Im weſentlichen? ... Ja, lieber Gott ... Zum Beiſpiel — mein Vater war ſchon ziemlich alt und kränklich — er wohnte allein, nicht wahr, als ich weg war — ganz allein — denn die Perſon, die hatte ihre Wohnung für ſich ..: Ihr wart doch die einzigen, mit denen er verkehrt hat. Er hat ſich ſicher bis zuletzt an euch gehalten. Wie kam denn das — ich meine — daß es ihm ſchließlich ſo ſchlecht ging? ... Der geſchäftliche Ruin — der hing wohl mit Dora Mietke zuſammen — zum größten Teil wenigſtens?“

Hermann warf den Kopf hoch. „Nur, Hans!“

„Gut. Das iſt ja auch egal. Obwohl es ſchrecklich iſt, daß er euch nichts hinterlaſſen hat — und ſeiner alten Mutter nichts. Übrigens — wie iſt das eigentlich? Großmutter hatte doch eigenes Vermögen? Das hat Papa verwaltet. Ihr Bargeld wird ſie wohl in ſein Geſchäft geſteckt haben — aber ſie hatte auch eine Hypothek — auf Papas Grundſtück. Das muß doch vorhanden ſein? Oder bei der Subhaſtierung flüſſig werden? Weißt du etwas davon, Hermann?“

„Davon weiß ich gar nichts.“

„Um auf die Hauptſache zu kommen . . . Mein Vater war eine Natur — der kam im Argſten wieder hoch, wenn er nur innerlich das Gleichgewicht hatte . . . Er war doch ein Stehauf, Hermann. Solche Menſchen haben oft mehr Wert, als man ihnen zutraut. Das weiß ich jetzt. Dieſes innere Gleichgewicht —"

„In Geſtalt von Fräulein Mietke hat ihn ſofort im Stich gelaſſen, als er keine Pariſer Hüte mehr bezahlen konnte. Weißt du das nicht?"

„Ja, ja . . . Ja, ja . . . Aber dann hatte er doch e u ch . . . Und wie war das überhaupt . . . Seine Krankheit —"

Hermann ging umher. Er zündete noch kein Licht an. Das Zimmer blieb im zunehmenden Dunkel. So konnte Hans den Ausdruck ſeiner Züge nicht erkennen. Mit leiſem Schauder empfand er ſein eigenes Fragen wie ein Fragen ins Leere.

„Dein Vater iſt an der Zuckerkrankheit geſtorben. Er hat die vorgeſchriebene Diät nicht innegehalten. Er hat ſtundenlang in Konditoreien gehockt und gegeſſen, was ihm ſtreng verboten war. Das Ende mußte ſo plötzlich eintreten."

„Schrecklich — ſchrecklich . . . Ich hatte es mir

nicht ſo ſchrecklich vorgeſtellt. In meiner Erinnerung war er ein kräftiger Mann . . .“

„Die ſchlimmen Jahre kamen erſt, als du fort warſt.“

„Ja, ja . . .“

„Aber nun will ich Licht machen, Hans, und das traurige Thema wollen wir verlaſſen.“

„Schon?“

„Ich habe dir doch alles geſagt, was ich ſagen kann.“

„Mag ſein, Hermann. Was du kannſt . . . Ich danke dir. Entſchuldige, daß ich dich ſo bedränge.“

Hans wartete die Erleuchtung des Zimmers nicht ab, ſondern ging noch aus, um erſt am frühen Morgen mit weinſchwerem Kopf zurückzukehren.

Achtes Kapitel

Am wohlſten fühlte ſich Hans von nun an bei den Radtouren, die er jeden Sonntag nachmittag unternahm. Da war er allein, und in den weiten, märkiſchen Wäldern fand er Frieden und Stärkung. Wenn er ganz ehrlich ſein wollte, war er froh, einen Tag in jeder Woche die Hinzelmanns los zu ſein. Als er an einem warmen Frühlingsabend die Straße von Wannſee nach Berlin zurückfuhr, ganz der goldigen Stunde hingegeben, ſah der langſam Fahrende eine weibliche Geſtalt vor ſich her gehen, die ihm bekannt vorkam. Er konnte unmöglich hier draußen, fern von Tante Hinzelmanns Penſionstiſch, darauf kommen, wer es war. Die junge Geſtalt in der weißen Bluſe und dem blauen Rock gefiel ihm. Sie hatte den Strohhut abgenommen, und die Abendſonne ſchien auf ihren dunklen Scheitel. Langſam fuhr Hans an ihr vorüber. Sein Intereſſe war ſtärker, als er es ſonſt für weibliche Weſen empfand. Er ſah der gemäch-

lichen Spaziergängerin ins Geſicht. Nun erkannte er Lotte. Das war eine Überraſchung. Sie war nicht weniger erſtaunt als er. Er ſprang vom Rad und gab ihr die Hand. Er begrüßte ſie ganz anders, als er ſie zu Hauſe begrüßt hatte. Sie mußte ihm im Freien reſpektabler vorkommen. Das freute Lotte. Eine ſolche Begegnung mit Hans war das Liebſte, was ihr überhaupt paſſieren konnte. Errötend lächelte ſie den Vetter an.

„Ja, wie kommſt du denn hierher, Lotte?"

„Oh, ich gehe jeden Sonntag ſpazieren. Das iſt meine einzige, freie Zeit."

„Soweit draußen? Gehſt du immer allein?"

„Natürlich. Wer ſoll denn mitgehen? Ich gehe auch am liebſten allein. Das heißt —"

Sie verhaſpelte ſich und wurde noch röter. „Wenn ich jemanden treffe, dann freu' ich mich. Aber wen ſoll ich denn treffen? Ich kenne ja keinen Menſchen. Du natürlich . . ."

„Ich darf dich begleiten?

„Wenn du Luſt haſt."

Sie ſagte es in ihrer Verlegenheit faſt mürriſch. Aber ſie gefiel Hans. Er warnte ſich freilich — Lotte war Bines Schweſter. Man konnte auch dieſen Augen nicht trauen. Aber die Begegnung

war ſo nett, und Lotte ſah ſo reizend aus — was ſchadete es? Man blieb mal ein bißchen zuſammen.

Sie wanderten nach Wannſee zurück.

„Das iſt wirklich ein netter Zufall," ſagte Hans, heiter ſeine Couſine betrachtend. „Ich glaube, wir ſind noch nie ſo ruhig beiſammen geweſen. Ich meine, zu zweien. In dem Penſionsgetriebe —"

Lotte nickte und ſah das Rad des Vetters mit einer Aufmerkſamkeit an, als ob ſie die Mechanik ſtudieren wollte. Sie legte die Hand auf den Sattel und führte das Rad mit, um nicht aufſehen zu müſſen.

„Wollteſt du eben nach Hauſe?"

„Nein, Hans. Doch . . . Aber ich habe noch Zeit. Herr und Frau Geraldo ſind im Opernhaus. Herr Neißer hat ſeinen Skat, und die Fuchs — na, die nimmt ſich ſchon ſelber."

„Aber die beiden Jungens — die werden nach dir ſchreien?"

„Mutter iſt doch da. Und Bine. Ich brauche nicht vor neun zu Hauſe zu ſein. Nein, wirklich nicht."

Hans wunderte ſich über die Inkonſequenz der Tante, die ſonſt ſtreng über die Ausgänge ihrer Töchter wachte. Bine mußte ſtets um acht zur

Stelle ſein, wenn ſie keine Begleitung hatte. Hermann wußte wahrſcheinlich von Lottes Bummeln nichts, oder er ahnte nicht, wie hübſch die einſame Spaziergängerin im Grunewald ausſah. Hans fühlte ſich als Beſchützer der Unſchuld und ging in gehobener Stimmung neben Lotte her. „Wollen wir in Beelitzhof einkehren?“

„Da ſind heute ſo viele Leute, und Militärkonzert iſt auch.“

„Biſt du ſo menſchenfeindlich, Lotte?“

„Nein, das nicht — aber man kann ſein eigenes Wort nicht verſtehen. Ach Sonntags überhaupt. Schade, daß man nie in der Woche hinaus kann.“

„Na, abends ginge es doch?“

„Abends! Ich und abends!“

Nach dieſem lachenden Seufzer ſah Lotte ihrem Vetter zum erſtenmal ins Geſicht. Er hatte gar nicht gewußt, was ſie für merkwürdige Augen hatte. Es war ein Blick aus der Tiefe. Dabei verſtand er, daß ein oberflächliches Urteil Lotte für dumm halten konnte. Ihre Augen waren klein, und ihr Blick erinnerte an die treue Unmittelbarkeit eines Hundes. Es war ein ſchöner Tierblick ungefähr. „Wir können ja am See ſpazieren gehen,“ meinte ſie, unter ſeiner Aufmerkſamkeit errötend.

„Alſo gut.“ —

Bei Beelitzhof wandten ſie ſich nach rechts und ließen das Sonntagstreiben allmählich hinter ſich. Lange noch folgten ihnen die ſchmachtenden Klänge des „Walzertraumes.“ Sie wateten durch den Sand und kamen ans Waſſer. Am feuchten Ufer, neben der kaum merklichen Brandung, blieben ſie. Die Sonne war im Untergehen. Noch ſchwebte im Weſten ihr rotglühender Ball und ruhte gleichſam auf dem ſchwarzen Saum des Kiefernwaldes, bevor er verſchwand. Ueber die weite Seefläche ging der erſte Abendſchauer. Er wurde von den warmen, ſchwankenden Feuerbändern der Sonnenſpiegelung nicht gebannt. Man fühlte die Dunkelheit nahen — ſie zögerte noch. Der Himmel in ſeinem fahlen Silberblau ſchien ſich von der Schönheit des Irdiſchen abzukehren, und die Farbenglut des Waſſers blieb nur ein Schauſpiel.

„Wir hätten hinüberfahren ſollen,“ ſagte Hans. „Nach dem ſchwediſchen Pavillon.“

„Da ſind auch zuviel Menſchen.“

Er lächelte über ihre Beharrlichkeit. „Du haſt recht. Hier in der Stille iſt es ſchöner. Sieh nur, wie fein Schwanenwerder da liegt. Und die Bäume. Jetzt wird es ſchon überall grün. Ach, dieſes

erſte Grün! Man möchte es in ſich aufſaugen und nicht mehr loslaſſen!“

Lotte nickte wieder in ihrer eifrigen Art. „Biſt du mal von Wannſee nach Potsdam gefahren?“ ſtieß ſie hervor. „Ich meine mit dem Dampfer? Nach der Glienicker Brücke?“

„Natürlich. Das iſt aber lange her.“

„Ach, das iſt prachtvoll. Ich hab' es erſt vor vierzehn Tagen gemacht. Mit Fräulein Fuchs. Die iſt nämlich im Freien ſehr nett. Ganz ulkig, weißt du. Jedenfalls netter, als zu Hauſe. Sie hat immer ſolche große Taſche mit, mit allem Möglichen zu eſſen und zu trinken. Und dann erzählt ſie ſoviel aus ihrer Jugend. Sie iſt nämlich auf einem Gut aufgewachſen. Ach was ich ſagen wollte—“

„Die Fahrt von Wannſee nach Potsdam?

„Ja, die iſt ſchön. Und bei der Pfaueninſel, denk' dir, Hans, da iſt uns ein Dampfer begegnet, der hieß „Adolf Menzel,“ und da waren lauter Schulkinder drauf. Und die haben gejohlt, und wir haben auch gejohlt. Das heißt, gerufen haben wir und mit dem Taſchentuch gewinkt. Die Kinder haben über Fräulein Fuchs gelacht. Das konnte ich deutlich ſehen. Ich habe mir natürlich nichts wiſſen gemacht. Und dann —“

Lotte brach plötzlich ab.

„Na, was denn?“ fragte Hans begierig.

„Ach, entſchuldige ... Du ſahſt dir ja eben die Sonne an, und ich rede ſoviel ...“

„Nein, nein, erzähle nur weiter. Was kam dann?“

„Ach, bei Moorlake, da kam noch ein Dampfer, wieder mit Schulkindern. Der hieß „Theodor Fontane.“ Das fand ich ſo nett. Menzel und Fontane. Mit Kindern. Auf der Havel.“

Hans nickte. „Das iſt freilich nett. Das iſt ſogar famos. Ach, Heimat, Lotte! Kein leerer Wahn. Du ſcheinſt auch gern draußen zu ſein? Viel lieber als in der Stadt?“

„Viel lieber! In der Stadt — da weiß man ja gar nicht, daß man lebt!“

Hans fühlte eine leiſe Beſchämung. Er war ſich nicht klar darüber, ob er ſich vor Lotte oder für ihre Angehörigen ſchämte. Lotte war gar nicht dumm, durchaus nicht. Was ſie ſagte, hatte die Klugheit der Wahrhaftigkeit. Es leuchtete in ſeinem einfachen Sinn. Bines Bewußtheit lag ihr fern. Hans wollte ſie beſſer kennen lernen. Vielleicht hatte man ihm abſichtlich ein falſches Bild gemacht. Bine ſicher, um die Schweſter nicht auf-

kommen zu laſſen. Lotte war hübſcher als Bine — das ſah Hans jetzt erſt. Er hatte es dem Aſchenbrödel daheim nicht anſehen können. Aber noch einmal hielt er ſich ſelbſt im Zaum, als ſeine Sympathie mit ihm durchgehen wollte. Noch einmal kam das Mißtrauen über ihn, das ſeit den Enttäuſchungen wach geworden. Wohl hielt die Großmutter etwas von Lotte, eigentlich nur von Lotte — aber war es nicht vielleicht ihr Jugendreiz, der ihn jetzt gewann? Plauderte und lächelte nicht am Ende jedes junge Mädel ſo? Er konnte ja untrügliche Proben haben — das fiel ihm jetzt ein. Das beruhigte ihn, denn er war wirklich erregt. Er dachte an ſeinen Vater. Die Abendſchatten, die tiefer über den See glitten, das Windesrauſchen in den Kieferkronen brachten ihm dieſe Gedanken. Er ſah den Toten deutlich vor ſich. Lotte, die neben ihm ſchritt, hatte ihn bis an ſein Ende gekannt. Sie war vielleicht Zeugin ſeines Sterbens geweſen. Nicht darnach wollte er ſie fragen. Sie zu erſchrecken, war nicht ſeine Abſicht. Er hatte Mitleid mit Lottes ſchwer erkaufter Fröhlichkeit. Bald mußte ſie ja wieder ins Joch — das war in ihren ſchimmernden Augen zu leſen. Aber der Vater . . .?

„Mein Vater iſt, glaube ich, auch gern hier

draußen geweſen? Er hat doch in Wannſee ein Segelboot gehabt? Oder irre ich mich, Lotte?"

Lotte ſah ihn bei dieſer Wendung des Geſpräches voll an. Das freute ihn. Ein warmes Verſtändnis, faſt ein Aufleuchten kam auf ihre Züge. „Natürlich . . ." flüſterte ſie, „er war doch Mitglied beim Klub. Er hat ein feines Boot gehabt. Ich bin ein paarmal mit ihm gefahren. Aber heimlich. Mutter durfte es nicht wiſſen."

„Das iſt ja famos. Du biſt mit meinem Vater geſegelt? Ihr beide ganz allein?"

„Manchmal . . ."

„Na, ſag's nur, Lotte."

„Manchmal auch nicht allein . . . Da war ſie dabei . . . Das heißt immer. Immer, Hans. Ich glaube, ihretwegen hat Onkel Adolf das Boot gekauft."

Lotte war dunkelrot geworden, aber ſie hatte es tapfer geſagt. Es lag ihr offenbar daran, vor Hans nicht davon zu ſchweigen. Als ob der Tote ein Recht darauf hätte . . .

„Wie war ſie eigentlich? Fräulein Dora Mietke? Ungebildet, nicht wahr?"

„Hans, gebildet war ſie nicht. Aber witzig war ſie und luſtig. Wir haben immer über ſie

gelacht. Gott, weißt du, 'ne Dame aus der Konfektion —"

„Beſondere Gelehrſamkeit haben die nicht — das kann ich mir denken. Aber hübſch war ſie und elegant. Ich habe ja nie ein Bild von ihr geſehen."

„Sie war hübſch, ſogar ſehr hübſch, Hans. Ach, ich habe ſie immer ſehr bewundert. Übrigens das klingt ja, als ob ſie ſchon tot wäre."

„Sie lebt doch? Wo denn eigentlich?"

Lotte ſah zu Boden. Dann ſagte ſie, mit der Schirmſpitze im Sande malend: „Ich glaube, ſie iſt noch in Berlin."

Hans fuhr zuſammen. „Wahrhaftig? Das hätt' ich nicht gedacht . . . Woher weißt du denn das, Lotte?"

„Ich hab' ſie mal im Automobil geſehen."

„Verzeih' mir, Lotte, daß ich mit dir über ſo was rede. Aber du biſt doch ein verſtändiges Mädel —"

Lotte ſah ihn betroffen an. „Warum ſoll man denn nicht davon reden, Hans?"

„Sehr richtig. Ich meine, du biſt in Berlin aufgewachſen — du weißt was vom Leben — da kannſt du mir ruhig deine Anſicht ſagen, Lotte.

Hat mein Vater Fräulein Mietke lieb gehabt? Richtig lieb? War ſie eine große Enttäuſchung für ihn?“

„Hans —“

„Ich würde das gern wiſſen. Nur meines Vaters wegen. Er hatte ſelber etwas Oberflächliches. Das iſt ſicher. Er nahm die Genüſſe, wo er ſie kriegen konnte. Aber wenn er wirklich die Perſon geliebt hat — meine Mutter hat er nicht geliebt — das weiß ich, Lotte. Aber es würde mich freuen, wenn er wenigſtens eine andere . . . Das gäbe mir was. Auf ein richtiges Gefühl kommt es nämlich an.“

Lotte ſchwieg erſt, dann erwiderte ſie zögernd und nur halb zu Hans gewendet: „Ich glaube, lieb hat er ſie gehabt. Es war wirklich eine ſchreckliche Enttäuſchung. Ich war dabei, wie Onkel Adolf . . . Das war furchtbar . . . Er hat vor ſich hingeſtarrt und hat geſchluchzt, Hans. Hier in Wannſee war es. Wir wollten mit ihr ſegeln und ſie kam nicht. Da merkte es Onkel, aber er fuhr mit mir allein. Das war eine Fahrt! Ein Gewitter kam, und man durfte gar nicht ſegeln. Aber wir verſtanden uns. Es war uns egal. Da ging es wie der Teufel. Onkel ſagte kein Wort. Nur als

wir ausgeſtiegen waren, klopfte er mir auf die Backe und ſagte: Ja, Lottchen, die Menſchen ſind ſcheußlich. Da konnt ich nicht mehr. Er nahm mich in den Arm und ſagte: Weine ihr man nicht nach, Lotte."

Hans ging mit geſenktem Kopf neben ſeiner Couſine her. „Sonderbar. Du und die Perſon und mein Vater. Was meinſt du denn, was ihm ſo an ihr gefallen hat? War mein Vater nicht ein ſehr bequemer Menſch? Sie muß ihm doch viel Unruhe gebracht haben?"

„Das auch, Hans."

Er blieb mit ihr ſtehen. Sie waren weit hinausgegangen und ſtanden ſchon hinter der Badeanſtalt. Auf den Waldhügeln zogen Ausflügler heim und ſangen voll Behagen ein melancholiſches Lied.

„Hans — wie ſoll man das ausdrücken? Das Unruhige und das Unſolide an ihr hat er lieb gehabt. Er hatte ſie niemals ſicher. Er war doch ein ziemlich alter Mann. Er mußte ihr immer was ſchenken. Bis er nichts mehr hatte. Darin war ſie ein Teufel."

„Du glaubſt alſo, daß ſie ihn zugrunde gerichtet hat?"

Lotte ſah ihn ſcheu von der Seite an. „Natürlich, Hans . . .“

„Aber er hatte doch ſeine Familie. Er hatte euch. Ich denke mir, das muß ihm damals alles geweſen ſein. In dieſer Zeit fehlen mir die Zuſammenhänge, Lotte.“

Lotte ſah zum See hinaus. Sie antwortete ihm nicht, und es kämpfte etwas in ihr, was er nicht erraten konnte.

„Willſt du mir auch nichts darüber ſagen? Du biſt doch meines Vaters Liebling geweſen?“

Da ſchluchzte ſie auf. Er nahm ihre Hand, und plötzlich hörte er ſie flüſtern: „Ja, halt' dich nur an mich.“

Wie wunderſam das klang. Sie ſagte es eifrig, jung, aber etwas mütterlich Weiſes lag darin. Es war, als ob ſie ihn ſchützen wollte.

Da fragte er: „Wer war bei ſeinem Ende dabei, Lotte?“ Er ſah, daß ihr friſches Geſicht ganz bleich wurde. Tief erſchreckend wirkte das auf ihn. Dann nahm Lotte einen Anlauf: „Ich glaube, niemand . . .!“

„Weißt du denn das nicht? Iſt er allein geſtorben?“

„Das heißt, Großmutter . . . Ich glaube, das weiß Großmutter . . .“

„Großmutter frag' ich nicht.“

Er ſah ſie wie durch einen Schleier prüfend an. Sprach ſie aufrichtig oder aus einer tiefen Herzensliſt heraus? — Er drang nicht weiter in ſie, ſondern überraſchte ſie mit einer abweichenden Frage: „Hat er mal mit dir über mich geſprochen, Lotte?“

„Nie, Hans . . .“

Jetzt ſchwiegen beide. Es dunkelte, und ſie gingen nach Wannſee zurück. Schon flammten an den Ufern die Lichter auf. Noch immer fiedelte und blies man in den Gartenlokalen. Aber Hans und Lotte hatten auf dem Bahnhof einen böſen Sturm zu beſtehen. Sie ſtanden zwiſchen aufgeregten Ausflüglern und lächelten ſich traurig an. Wo war nun die heilige Stille geblieben? Nach Hauſe mußten ſie. Es war ſpät geworden. Sie ſchlichen ſich wie ſchuldbewußte Kinder in die Hinzelmannſche Wohnung hinauf. Die Tante überfiel ſie natürlich mit einer ausführlichen Schilderung, wie ſie ſich ſchon um ſie geängſtigt hätte. Bine aber ſtand mit blanken Augen am Ofen und ſah prüfend von Hans auf Lotte. Als der Vetter ſich

verabſchiedet hatte, fuhr ſie wie eine Katze auf die erſchrockene Schweſter zu: „Dein Benehmen find' ich unerhört! Das wollte ich dir nur ſagen! Sei froh, daß Hermann heut im freiſinnigen Lehrer-verein iſt!"

Neuntes Kapitel

Am nächſten Tage gab es eine ungemütliche Abendtafel in der Penſion Hinzelmann. Hans ſpürte, daß ſich etwas Schlimmes zugetragen hatte, aber er bekam nicht heraus, auf wen es ſich bezog. Verſtimmung laſtete auf allen. Hermann zeigte ſie für Hanſens Empfinden zu ſtark. Mit grimmigen Augen ſaß er da, aß nur und ſprach nicht. Noch vor dem Käſe erhob er ſich und ging. Herr Neißer fehlte heute, und Fräulein Fuchs, die gewiß etwas läuten gehört hatte, ſah mit verſchmitztem Lächeln auf das Ehepaar Geraldo-Malvini. Das Verhalten der letzteren war merkwürdig. Sie aßen fremd und eilig, wie in einer Bahnhofswirtſchaft. Sie ſprachen von Freunden, deren Beſuch ſie erwarteten. Natürlich unterließen ſie es nicht, ihre Bedeutſamkeit zu betonen. Frau Hinzelmann wußte ſchon von ihnen und ſprach ehrfürchtig über einen Grafen und einen Kammerſänger mit. Erſt als Herr Geraldo

ſich mit einem ſonoren Räuſpern erhob und „Gute Mahlzeit, meine Herrſchaften!“ ſagte. „Es war ſehr angenehm und reichlich, ohne die Abendzeitung!“, ärgerte ſich Frau Hinzelmann. Der Stich auf Herrn Neißer war ihr empfindlich. Sie flüſterte, als auch Frau Malvini verſchwunden war: „Die könnte ſich mal ihre Spitzen waſchen laſſen!“

Fräulein Fuchs kicherte: „Aber ſie liebt doch das Antike, Frau Hinzelmann!“

Hans nickte Lotte zu und ſtand auf. Er wollte Hermann noch ſprechen. Bald ſtand er ihm in ſeinem Arbeitszimmer gegenüber. Der Vetter war durch Hanſens Beſuch ſichtlich erfreut. „Das iſt Sympathie,“ ſagte er, ihm die Hand drückend. „Ich wollte dich ſchon zu mir bitten laſſen.“ Er zündete Hans eine Zigarre an. Dann lud er ihn mit der ihm eigenen Feierlichkeit zum Sitzen ein. „Es iſt nämlich etwas höchſt Unangenehmes paſſiert,“ ſagte er paſſend. „Ich habe vorhin eine Unterredung mit Herrn Neißer gehabt, der ja heute nicht zu Tiſch gekommen iſt, was dir aufgefallen ſein wird. Ich bin vor die Entſcheidung geſtellt, ob ich zwei Penſionären meiner Mutter die Tür weiſen muß oder nicht.“

Hans nahm es humoriſtiſch. „Nanu, um wen handelt es ſich denn?“

„Neißer iſt ein Menſchenkenner. Er weiß ſozuſagen alles.“

„Aus der Abendzeitung?“

„Nein, nein, auch ſonſt, lieber Hans. Im Ernſt, ich ſchätze Neißer ſehr. Ich habe ſchon mehr als eine wertvolle Auskunft von ihm über unſere Penſionäre erhalten.“

„Ach ſo . . . Na weißt du, Hermann, ob das richtig iſt, ſich bei einem Penſionär nach dem andern zu erkundigen? Müßte der Wirt nicht ſozuſagen über den Waſſern ſchweben?“

„In dieſem Fall nicht. Neißer iſt ein ehrlicher Freund unſerer Familie. Er hat mich ſchon einmal vor den Geraldos gewarnt. Ich habe ja wie meine Mutter eine leidige Schwäche für Künſtlernaturen und laſſe dem Völkchen mehr durchgehen, als es der Fall ſein ſollte.“

„Na, wenn das Völkchen nur pünktlich die Miete bezahlt — das iſt doch die Hauptſache?“

„Ich möchte das nicht behaupten, Hans. Ich habe nicht nur auf die praktiſche, ſondern auch auf die ideelle Seite zu ſehen. Vergiß nicht, daß ich zwei erwachſene Schweſtern im Hauſe habe.

Meine Mutter iſt ein leichtgläubiges Kind. Ich muß die Augen offen behalten. Jeden Beliebigen nehme ich nicht bei uns auf.“

„Selbſtverſtändlich nicht. Du haſt mir doch aber erzählt, daß es ſich bei den Geraldos um bedeutende Künſtler handelt? Ich hatte auch den Eindruck, daß ihr euch koloſſal für die Leute intereſſiert?“

„Gewiß. Ich bin überzeugt, daß etwas Außergewöhnliches in beiden ſteckt, beſonders in der Frau. Herr Neißer hat mir aber heute erzählt —“

Hermann wurde von Bine unterbrochen, die aufgeregt ins Zimmer kam: „Sprichſt du mit Hans davon? Ich wette darauf, daß ſie vor Schulden nicht aus noch ein wiſſen!“

„Ja, das iſt es, Hans,“ ſagte Hermann dumpf. „Sie ſollen dermaßen von Gläubigern bedrängt ſein, daß ſie von einer Stadt zur andern flüchten, und auch hier wird ihnen der Boden bald zu heiß werden.“

„Entſetzlich! Wenn der Gerichtsvollzieher kommt!“

„Ich weiß nicht,“ meinte Hans. „Man muß doch alles abwarten. Haben ſie euch bezahlt?“

„Nur einen Monat.“

„Ja, das iſt freilich . . . Dann müßt ihr energiſch ſein.“

„Mahnen iſt ganz unmöglich.“

„Aber du ſagteſt doch, daß du nicht wüßteſt, ob du ihnen die Tür weiſen mußt oder nicht?“

Bine ſah entſetzt auf ihren Bruder. Hermann wurde rot und ſtotterte. „Das war nur in der Erregung geſagt . . . Ich kann ſie weder mahnen noch überhaupt Schritte tun, bevor ich . . . Ich muß abwarten. Mir ſind die Hände gebunden. Wenn Herr Geraldo uns moraliſch keinen Anlaß gibt . . . Aber da hat man wohl durch ſeine Beziehungen eine Gewähr.“

„Ich will dir einen Rat geben, Hermann. Wenn dir die Geſchichte unangenehm iſt, laß deine Mutter den Leuten kündigen, weil ſie das Zimmer anderweitig verſprochen hat.“

„Meine Mutter iſt intim mit ihnen befreundet. Sie beſucht jedes Konzert mit ihnen. Sie darf überhaupt nicht in die Sache hineingezogen werden.“

„Nein, Hans!“ rief Bine. „Mutter mit ihren Nerven! Das iſt unmöglich!“

Hans drückte den Kopf in die Hand. „Ja — dann kann ich euch wirklich ſchwer raten.“

„Es iſt peinlich, ganz entſetzlich peinlich!“

Nach dieſem Ausſpruch ließ Bine die Vettern wieder allein.

„Ich werde mich jedenfalls durch Neißer weiter informieren laſſen.“

Hans ſah Hermann etwas zerſtreut an: „Tu' das.“ Er verabſchiedete ſich. Heute blieb er wieder lange fort. Ein Geſchäftsfreund überredete ihn zur Bummelfahrt durchs nächtliche Berlin. Als Hans um vier Uhr morgens behutſam in die Hinzelmannſche Wohnung hinaufkam, ſah er durch den Türſpalt des Geraldoſchen Zimmers Licht ſchimmern. Jetzt noch? — War der Beſuch noch da? Wie hießen doch die vornehmen Freunde? Graf Königswinter. Kammerſänger Strada. Hans blieb unwillkürlich an der Tür ſtehen. Er hörte die Leute flüſtern und Karten ſchlagen.

„Ich ſetze fünfzig und dreißig!“ „Fünfzig und achtzig!“ „Hundert!“ „Jetzt will ich die Karten ſehen!“ — „Ich habe flush!“ „Royal flush!“ „Donnerwetter, der Mucki!“ „Tut mir leid, Strolch! So ſpielt man in Venedig!“ „Wieviel iſt denn im Pot?“ „845! Gutes Geſchäft, Strolch!“ „Aber die Gnädige wird doch nicht weinen?“ „Kamilla! Jetzt lacht ſie ſchon wieder!“ „Ri-

cardo!“ „Wenn ich kein Engagement kriege! Kinder, ich ſetze auf mein Engagement!“

Hans ſchüttelte den Kopf und ging behutſam weiter. Poker ſpielte Herr Geraldo mit ſeinen vornehmen Freunden? Heimlich und offenbar ſehr hoch? In der ehrſamen Penſion der Tante? Und die merkwürdigen Spitznamen. Mucki ging noch — aber Strolch? Paßte das für einen Grafen? Auch für einen Kammerſänger paßte es nicht recht. Überhaupt, das Ganze nahm ſich wie ein bösartiges Spielerneſt aus. Hans kannte die Atmoſphäre. Das war allerdings etwas, was Herrn Neißer, dem Getreuen, recht gab. Was war nun zu tun? Sollte Hans ſeinem Vetter die Beobachtung mitteilen? Hiervon hielt ihn das Gefühl zurück, daß Hermann einer ernſthaften Tatſache noch weniger gewachſen ſein würde, als Neißers Zwiſchenträgereien. Ein Aufruhr würde entſtehen, und die Familie könnte ſich benehmen, als ob Einbrecher erwiſcht worden wären. Hinzelmanns wußten zu wenig von der Welt, der ſie benachbart wohnten. Aber ſchweigen, alles unbeachtet laſſen? Durfte das Hans? Er wollte ſich noch einmal vergewiſſern. Leiſe trat er wieder vor Geraldos Tür. Aber die Diele knarrte unter ſeinen

Füßen, und der wachſame Pudel Bosko knurrte. Da zog ſich Hans ſchnell in ſein Zimmer zurück. Im nächſten Augenblick hörte er nebenan die Tür öffnen — Geraldo horchte in den Korridor hinaus. „Nichts", ſagte er. „Du haſt dich geirrt, Kamilla!" Mit dieſer Beruhigung kehrte er zu ſeinen Kumpanen zurück. Hans aber ſah ſeine gefährliche Entdeckung beſtätigt. —

Als er am nächſten Nachmittag mit der Abſicht, Hermann doch in Kenntnis zu ſetzen, nach Hauſe kam, fand er die ganze Familie verſammelt. Bine zeigte den andern eben ein kleines Etui mit einem Schmuckgegenſtand, der ihr heute geſchenkt worden. Sie war glücklich darüber, aber ihr Glück hatte etwas angenommen Kindliches. Immer wieder ließ ſie die Korallenkette durch ihre Finger gleiten. Hans kam dazu, wie ſie die Geſchichte ihres Geſchenkes erzählte. Sie und die andern waren ſo darin vertieft, daß ſie das Kommen des Vetters nicht bemerkten. Auch Hermann lauſchte aufmerkſam, mit verärgertem Geſicht.

„Sie iſt doch eine merkwürdige Frau!" rief Bine. „Man muß ihr viel zugute halten! Erſt immer unausſtehlich, launenhaft und dann auf einmal das reine Kind! Sie rief mich heute in

ihr Zimmer. Wir müſſen einmal miteinander plaudern, Binchen, ſagte ſie in ihrem entzückenden, gebrochenen Deutſch. Sie ſind ſo gut. Ich liebe Sie ſo. Ich möchte, daß Sie ein Andenken an mich haben. Denkt euch, dabei ſchimmerten Tränen in ihren Augen, und dann hat ſie mich geküßt.“

„Pfui Deibel! Hat ſie dir auch keine Schminke an den Mund geklebt?“ fragte die Großmutter.

„Aber Großmutter! Du kannſt dir wirklich nicht vorſtellen, daß auch in ſolchen Menſchen echte Gefühle leben! Die Leute vom Theater ſind doch auch Menſchen!“

„Aber was für welche!“

Bine zog ihre Augenbrauen hoch und wandte ſich von der Großmutter ab. „Sie hat das Etui aus ihrer Schatulle genommen und hat mir die Kette um den Hals gelegt. Dann hat ſie mich noch einmal geküßt — entſchuldige, Großmutter — und hat geſagt: Das trägſt du von mir. Ich war wirklich ergriffen.“

„Zeig' mal her.“

„Faß es nicht ſo an, Großmutter! Es iſt ſehr empfindlich!“

„Teufelsgold!“

„Nein, nein!“ entſchied Frau Hinzelmann und prüfte die Kette ſorgfältig. „Das ſind ganz vorzügliche Korallen, und das goldene Schloß iſt mindeſtens dreißig Mark wert. Ich verſtehe mich auf ſo was.“

„Intereſſant, daß die Leute noch ſolche Sachen haben,“ meinte Hermann, ſich den Schnurrbart ſtreichend. Er machte dabei das Geſicht eines Kriminalbeamten. Jetzt räuſperte ſich Hans. Man bemerkte ihn. Seine Gegenwart ſchien den anderen nicht angenehm zu ſein. Ein verlegenes Schweigen entſtand. Bei der Großmutter äußerte ſich die Verlegenheit in einer heftigen Bewegung. Sie warf ihr Strickzeug von ſich. „Meinetwegen macht, was ihr wollt! Ihr könnt euch ja die Lorbeerkränze von Frau Malvini umhängen und die ſeidenen Schleifen um den Hals wickeln! Ich will nichts mehr zu tun haben mit der Bagage!“

Hermann ſah auf Hans. Es kämpfte etwas in ihm, und er ſchien mit tiefem Ärger zu bemerken, daß Bine ſich mit der Kette im Spiegel bewunderte. „Ich glaube doch, Bine,“ ſtieß er ſchließlich hervor, „es iſt das beſte, du trägſt das Etui ſofort zu Frau Malvini zurück, dankſt ihr nochmals und erklärſt ihr, es paſſe ſich nicht für dich, Geſchenke von ihr anzunehmen.“

Bine ſah ihn entgeiſtert an. „Aber Hermann!“

„Es paſſe ſich nicht für meine Schweſter!“ wiederholte Hermann mit erhobener Stimme. „Haſt du mich verſtanden?“

„Hermann hat recht!“ rief die Großmutter und nickte Hans zu.

„Aber das iſt ja —!“ Bine war faſſungslos. „Ich begreife dich wirklich nicht, Hermann! Du haſt doch eben nicht das geringſte dagegen gehabt! Vor zehn Minuten noch! Und jetzt, wo Hans gekommen iſt —!“

„Bine!“ Hermann fuhr ſo heftig auf, daß Hans ihn erſchrocken anſah. „Ich verbitte mir deine Inſinuationen!“

„Und ich laſſe mir deine Bevormundung nicht länger gefallen!“

„Das halte, wie du willſt! Ich habe jedenfalls in dieſem Hauſe über Ehre und Anſtand zu wachen! Herr und Frau Geraldo ſind Leute —!“ Hermann warf Hans einen Blick zu.

„Schrei nur nicht ſo!“ rief Frau Hinzelmann, die Hände ringend. „Um des Himmels willen! Wenn ſie es hören!“

Sie ſollen noch mehr von mir hören, Mut-

ter! Übrigens, wenn du noch einmal Konzertbillets von ihnen annimmſt —!"

„Ich behalte die Kette!" rief Bine, wild aufſchluchzend. „Was hat man denn noch vom Leben!" Nach dieſem merkwürdigen Bekenntnis rannte ſie hinaus. Lotte folgte ihr mit beſorgter Miene. „Bine iſt außer ſich. Ich werde zu ihr gehen. Wenn ich mit ihr rede, wird ſie ruhig." Nun verſchwand auch Lotte. Hermann aber ging mit großen Schritten im Zimmer umher. „Ich denke, du wirſt meinen Standpunkt billigen, Hans. Nach allem, was ich dir geſtern eröffnet habe." Hans nickte, antwortete aber nicht.

„Was denn?" rief Frau Hinzelmann ſchluchzend. „Was haſt du ihm denn eröffnet?!"

Hermann aber faßte ſeinen Vetter um und zog ihn hinaus. „Mit dieſen Frauensleuten!" flüſterte er draußen. „Nur nicht immer mit Frauensleuten verhandeln! Ich bin ſchon halb daran erſtickt! Lauter Demütigungen hat man zu ſchlucken! Nichts als Demütigungen!"

Hans hatte ihn noch nie ſo geſehen. Er tat ihm leid. „Aber Hermann! Nimm dich doch zuſammen! Weibliche Schwächen . . .!"

„Ich habe gearbeitet wie ein Vieh. Ich habe für

meine Familie meine wiſſenſchaftliche Aufgabe geopfert. Denn die große Arbeit kommt ja nicht vom Fleck. Man kann nicht jede Nacht daran geben. Und dann gibt ſolch Frauenzimmer alles für ein Schmuckſtück von einer Schwindlerin her."

„Beruhige dich doch. Es iſt ja nicht ſo ſchlimm, Hermann. Aber ich ſehe jetzt doch — wenn dich die Kleinigkeit ſchon ſo aufregt —"

„Kleinigkeit?"

„Ich möchte dir jetzt etwas mitteilen, was ich heute nacht beobachtet habe."

Hermanns dunkle Augen wurden drohend und ſtarr. Hans bereute faſt ſeine Äußerung. Dann aber erzählte er ihm. Es ſei zu vermuten, daß die vornehmen Freunde der Geraldos öfters kämen und bis zum Morgen mit ihnen ſpielten. Ob Mucki wirklich ein Graf und Strolch ein Kammerſänger war — das ſei mehr als zweifelhaft.

Hermann nickte dumpf entſchloſſen. „Neißer hat alſo recht. Jetzt muß es geſchehen. Jetzt muß ich Herrn Geraldo zur Rede ſtellen!"

„Das kannſt du ſchwerlich, Hermann. Der Mann iſt doch Herr ſeines Zimmers. Aber du kannſt ihm kündigen. Ohne Begründung."

„Gut . . . Willſt du mein Zeuge ſein?"

„Natürlich — wenn du Wert darauf legſt.“

„Dann wollen wir gleich hinüber. Das heißt — jetzt halten ſie ihren Mittagsſchlaf. In einer Stunde.“

Als die Vettern nach einer Stunde bei den Geraldos anklopften, rief die Dame heiter: „Herein!“ Sie ruhte auf dem Diwan und rauchte eine Zigarette. Der Pudel Bosko lag zu ihren Füßen. Ihr Gemahl ſaß am Klavier und ſang, ohne ſich zunächſt durch den Beſuch ſtören zu laſſen:

„Es ſenke ſüßer Schlummer ſich
Auf deine holden Augen nieder!“

Er ſang es lyriſch und zugleich behutſam, als wollte er die Zuverläſſigkeit ſeiner Stimme prüfen. Als die beiden ernſten Beſucher ſchon ziemlich lange im Zimmer ſtanden, wandte ſich Geraldo nach ihnen um. „Ah, meine Herren! Welche unverhoffte Ehre! Bitte ſehr, nehmen Sie doch Platz! Kamilla, die Zigaretten!“

Frau Malvini richtete ſich auf und offerierte mit einem anmutigen Lächeln ihr Silbertäſchchen.

„Danke,“ ſagte Hermann mit kurzem Kopfneigen. „Wir wollen uns gar nicht lange aufhalten.“

„Sie danken im Plural? Herr Kruſe raucht vielleicht?“

Hans ſchüttelte den Kopf. Ihm wurde faſt übel in dem ſüßlichen Duft, der das Zimmer erfüllte. Verſchiedene Parfüms, erloſchene Zigaretten, welke Lorbeerkränze — das waren die Ingredienzen. Noch nie war Hans der feiſte Sänger mit der geſchminkten Gattin ſo unſympathiſch geweſen. Er ſah in ihrem Milieu erſt, wie gefährlich dieſe Leute waren, wie wehrlos ſeine Verwandten vor ihnen ſein mußten.

„Alſo, meine Herren, was ſteht zu Dienſten?“ fragte Herr Geraldo lächelnd. „Übrigens haben Sie gehört, was ich eben geſungen habe? Das war das Schlummerlied aus der „Stummen von Portici.“ Der Maſaniello iſt meine beſte Rolle. Kamilla, du wirſt mir das beſtätigen. Weißt du noch in Lodz? Es iſt doch eine Schande für die deutſchen Opernbühnen, daß ſolche Meiſterwerke kaum noch gegeben werden. Finden Sie nicht auch, Herr Kruſe?“

Hans nickte und ſah ſeinen Vetter an. Er konnte aber kaum ernſt bleiben, als Hermann gewaltſam mit einer Anſprache rang. Er war ganz blaß, wie im Examen, und ſtrich beſtändig ſeinen buſchigen Schnurrbart.

„Der Herr Doktor ſieht leidend aus,“ meinte Frau

Malvini, zärtlich beſorgt. „Wirklich leidend. Es iſt mir ſchon geſtern aufgefallen. Dir nicht, Ricardo?“

„Sie arbeiten zu viel, lieber Freund.“ Herr Geraldo klopfte Hermann väterlich auf die Schulter. „Sie tun zu viel des Guten. Erholen Sie ſich doch mal. Was liegt denn daran, ob Sie ein Jahr früher oder ſpäter unſterblich werden?“

Jetzt zuckte Hermann in all ſeiner Verlegenheit zuſammen. Sollten die letzten Worte eine Anſpielung auf ſeine heimliche Nachtarbeit ſein? Aber gleichviel. Man mußte zur Entſcheidung kommen. Hans half ihm endlich. „Wir haben ja alle was zu tun, Herr Geraldo. Ich wollte Ihnen nur mit beſtem Dank die Anſichtskarten zurückbringen, die Sie mir ins Zimmer geſchickt haben. Und mein Vetter wollte ihnen, glaub ich, irgend etwas Geſchäftliches mitteilen.“

Hermann räuſperte ſich. Doch der Sänger fiel ihm nochmals ins Wort: „Die Anſichtskarten, Herr Kruſe? Die Bilder von mir und meiner Frau? Die wollen Sie mir zurückgeben?! Sie werden uns hoffentlich nicht kränken! Die müſſen Sie behalten, lieber Herr Kruſe! Als beſcheidenes Andenken an zwei Menſchen, die Sie aufrichtig hoch ſchätzen!“

Er ſchüttelte Hans die Hand, und dieſer machte ein ganz verzagtes Geſicht. Wenn Hermann jetzt nicht ſprach — der „Zeuge" wußte nicht mehr, wie er weiter helfen ſollte.

Plötzlich ſtieß Hermann hervor: „Wir werden uns leider trennen müſſen, Herr Geraldo!"

Die Wirkung dieſer Worte war ſtark. Herr und Frau Geraldo-Malvini rückten dem Lehrer etwas näher, als ob ſie ihn nicht verſtanden hätten. Der Sänger hielt mit einer edlen Bewegung die Hand ans Ohr. „Wie bitte, Herr Doktor? Was haben Sie eben geſagt?"

„Wir müſſen uns trennen?" fragte Frau Malvini, die in der Erregung ſtets aſthmatiſch wurde. „Niemals, Herr Doktor! Nie werden wir uns von Ihrer lieben Familie trennen! Ja, glauben Sie denn, daß wir die Abſicht haben — ?"

„Wir fühlen uns zu Ihnen gehörig, lieber Freund. Sie ſind die liebſten und beſten Menſchen, denen wir auf unſerer Wanderſchaft begegnet ſind. Ja, wir Künſtler führen ein unſtetes Wanderleben." Herr Geraldo ſagte es weich, und ſeine Stimme zitterte. Dabei bemerkte Hans, daß ihn ein ſchneller Seitenblick mit ſeiner Gattin verſtändigte.

Hermann ſchien jetzt gewappnet. Er hielt ſich

ſozuſagen an ſeinem Schnurrbart feſt. „Dieſes unſtete Wanderleben vermag ich leider nicht zu ändern, Herr Geraldo! Meine Mutter hätte Ihnen geſtern ſchon die Mitteilung machen ſollen, aber heute kommt ſie noch nicht zu ſpät! Ihr Zimmer iſt vom 1. April ab vermietet!“

Die blanken Augen Geraldos rückten noch näher an Hermann heran. Sie behielten ihre volle Freundlichkeit, aber Haß und Bosheit ſchimmerten darin. „Was Sie ſagen, Herr Doktor. Das Zimmer iſt vermietet? Aber das iſt ja ganz etwas Neues! Das haben Sie geſtern abend wohl noch nicht gewußt? Aber tut nichts, tut gar nichts! Was liegt denn an dem Zimmer? Wir werden Ihrer lieben Frau Mutter keine Ungelegenheiten bereiten.“

„Ich finde es doch höchſt ſeltſam, Ricardo,“ ſagte Frau Malvini, die allmählich zu keifen anfing. „Sei nur nicht wieder zu entgegenkommend, bitte! Es fällt mir abſolut nicht ein, von heute auf morgen mein Zimmer aufzugeben!“

„Von heute auf morgen, liebes Kind —“

„Wir haben vierzehntägige Kündigung! Es tut mir ſehr leid, Herr Doktor! Die Kündigung hätte mindeſtens geſtern erfolgen müſſen! Geſtern war

der fünfzehnte!" Frau Malvini riß mit wütendem Blick mehrere Blätter vom Wandkalender ab.

Hermann wurde von dieſer rechtlichen Tatſache aus der Faſſung gebracht. Er verbeugte ſich errötend. „Ganz recht, gnädige Frau. Entſchuldigen Sie mein Verſehen. Sie können ſelbſtverſtändlich bis zum fünfzehnten wohnen bleiben."

Hans war ratlos. Er hätte dem Vetter am liebſten zugeflüſtert: „Aber erſt zahlen!" Doch das ging nicht — Hermann hätte ihn nicht verſtanden.

„Es iſt mir noch immer wie ein Traum", ſagte Herr Geraldo, den Kopf in die Hand geſtützt. „Ich begreife es nicht, Herr Doktor. Nun haben wir Ihre liebe, prächtige Familie gefunden, Menſchen, endlich einmal Menſchen! Und nun ſollen wir Sie wieder verlieren? Ja, warum denn? Um des Himmels willen, das Zimmer iſt doch nicht vermietet! Seien wir doch einmal ehrlich, meine Herren! Das iſt doch nur ein Vorwand! Wir paſſen Ihnen nicht mehr! Irgendein Schurke hat uns angeſchwärzt! Ich ſeh' es ja Herrn Kruſe an der Naſenſpitze an! Helfen Sie mir doch, Herr Kruſe! Ihr Couſin iſt ja ein ſo merkwürdig verſchloſſener Menſch!"

Frau Malvini wiſchte ſich nach dieſer Rede ihres Gatten die Augen. „Sie ſehen, wie mein Mann darunter leidet. Es iſt wirklich nicht hübſch von Ihnen, Herr Doktor. Sie müſſen jetzt aufrichtig ſein. Das haben wir um Ihre Familie verdient.“

Hermann ſtockte das Blut in den Adern. Er fühlte ſich an Vines Halskette und die Freibillette der Mutter erinnert. Aber er faßte ſich noch. „Die Ereigniſſe dieſer Nacht — —“

Herr und Frau Geraldo-Malvini blickten ſich an. „Ereigniſſe? . . . Was meinen Sie für Ereigniſſe?“

„Ich möchte mich nicht näher ausſprechen.“

„Ach, wir ſind wohl zu lebhaft geweſen? Um des Himmels willen, Kamilla, wir ſind zu lebhaft geweſen! Ich hab' es dir gleich geſagt! Der Graf mit ſeiner Krähſtimme! Wahrſcheinlich hat ſich die alte Dame beklagt! Großmütterchen, nicht wahr? Ich werde mich perſönlich bei ihr entſchuldigen!“

„Ihre Gäſte haben Sie erſt um fünf Uhr verlaſſen!“

„Haben Sie denn eine Polizeiſtunde? Lachen wir doch mal, Herr Doktor! Lachen wir doch mal!

Ich kann Graf Königswinter und Kammerſänger Strada unmöglich um zehn Uhr nach Hauſe ſchicken! Damit dürfen Sie mir nicht kommen!"

Herr Geraldo pflanzte ſich in ſeiner maſſiven Größe vor Hermann auf. Er war ſeiner Wirkung ſicher. Hermann nannte das Motiv ſeiner Kündigung nicht. Er beſchränkte ſich darauf, verächtlich mit dem Kopf zu nicken und zur Tür zu ſchreiten. Hans folgte ihm.

„Unglaublich!" ſagte Herr Geraldo dumpf. „Irgendein Schurke muß uns angeſchwärzt haben, Kamilla! Anders kann ich mir dieſe plötzliche Wandlung nicht erklären! Aber wir haben ja ſchon ſo viel Unrecht hinunterſchlucken müſſen — wir werden auch mit einem Denunzianten fertig werden! Und zwar energiſch! Ich weiß, was ſolchen Verleumdern gebührt!"

„Ricardo!"

Das Paar ſtand ſich mit Operngeſten gegenüber. Hermann wandte ſich an der Tür noch einmal um. „Ich weiß nicht, was Sie mit Ihrer letzten Bemerkung meinen, Herr Geraldo. Jedenfalls — Gründe brauche ich für meine Kündigung nicht anzugeben."

„Und ich nehme Ihre Kündigung nicht an!

Nein, Herr Doktor! Ich nehme ſie nicht an! Bis ich mit Ihrer verehrten Frau Mutter geſprochen habe! So laſſen wir uns nicht um unſere wertvollſten Beziehungen bringen! Adieu! Herr Kruſe, ich habe die Ehre!"

Als die Vettern endlich draußen waren, ſahen ſie ſich unſchlüſſig an. „Nun bin ich doch fertig mit den Leuten?" fragte Hermann, ſich die Stirn abtrocknend.

„Na, ich weiß noch nicht," meinte Hans. —

Den größten Taktikfehler in dieſem Sängerkriege beging Hermann dadurch, das er ſeiner Mutter falſche Schonung angedeihen ließ. Frau Hinzelmann bekam nur dunkle Andeutungen zu hören. Es war ihr gegeben, ſtets an unpaſſender Stelle mißzuverſtehen, und ſo tat ſie es auch diesmal. Sie glaubte an irgendeinen perſönlichen Streit zwiſchen Hermann und Geraldo, ihr Muttergefühl trat auf Hermanns Seite, aber ſie ſah doch den praktiſchen Vorteil bei dem Fremden, und für die Redegewandtheit eines Komödianten war ſie das beſte Publikum. Die „Künſtler" imponierten Frau Hinzelmann — dagegen war nichts zu machen.

Bis zum Letzten des Monats geſchah nichts

zwiſchen den Parteien. Man ging ſich aus dem Wege, aber man reſpektierte ſich. Hans kam am Abend dieſes Tages ſpät und müde aus dem Geſchäft nach Hauſe. Er dachte heute nicht an Herrn und Frau Geraldo-Malvini — bald verſank er in einen feſten Schlummer.

Erſt am hellen Morgen fiel ihm ein, daß heute der 1. April war, und daß es bei den Nachbarn zum Klappen kommen mußte. Nebenan war alles ruhig. Hans machte ſich fertig und ging ins Speiſezimmer. Als er durch den Korridor ſchritt, ſah er vor der Tür Geraldos die maſſiven Stiefel des Sängers neben den ſpitzen Schuhen ſeiner Gattin ſtehen. Hans lächelte. Am Frühſtückstiſch ſaß Hermann. Hans plauderte eine Weile mit ihm. Dann hatte der Lehrer es eilig, in die Schule zu kommen. Als auch Hans aufſtand und ſich für den Gang ins Geſchäft rüſtete, hörte er Hermann zurückkehren. Er ſah ihn in verhaltener Erregung.

„Das iſt eine eigentümliche Geſchichte. Hör' mal zu, Hans. Vor der Haustür traf ich ſoeben unſre Portierleute im Geſpräch mit dem Budiker von drüben. Die Frau des Budikers geht waſchen und verläßt ihren Keller ſchon um fünf Uhr. Entſchuldige, daß ich ſo weit aushole. Ich muß aller-

dings hinzufügen, daß der Budiker und ſeine Frau ſehr unſympathiſche Menſchen ſind. Ich glaub' es alſo noch nicht."

„Ja, was denn, Hermann? Du biſt ja ſo aufgeregt?"

„Die Bande da unten behauptet, daß Geraldo und ſeine Frau heute nacht gerückt ſind!" Hermann ſtieß es mit funkelnden Augen hervor und wurde ganz bleich.

Hans fiel ſein geſunder Schlaf auf die Seele. „Das iſt doch unmöglich ... Davon ſollte ich nichts gemerkt haben?"

Hermann zuckte leidenſchaftlich die Achſeln. „Mir iſt es auch ein Rätſel! Aber das ſind ja Teufel!"

„Ihre Stiefel ſtehen noch vor der Tür."

„Das wäre freilich ein Gegenbeweis!"

Die Vettern eilten auf den Korridor und ſahen ſich den Gegenbeweis an. Jetzt kamen Frau Hinzelmann und Bine dazu. Staunend bemerkten ſie die ſonderbare Unterſuchung. Da aber ließ Bine eine Bemerkung fallen, die Hermann das Blut in den Adern ſtocken ließ. Sie ſagte: „Das ſind ja alte Stiefel! Die tragen ſie nicht mehr! Ich kenne ihre Stiefel ganz genau!"

„Ich breche die Tür auf!“ brüllte Hermann plötzlich.

Die Frauen umklammerten ihn.

„Hermann, nicht so laut! Wenn sie das hören!“ rief Frau Hinzelmann.

„Seid ihr denn blödsinnig? Das sind Banditen! Das sind Zechpreller! Die sind längst über alle Berge! Ich breche die Tür auf!“

Wirklich gelang ihm im Zorn diese Leistung. Das Resultat war traurig. Nur das süßliche Parfüm war von dem Ehepaar Geraldo-Malvini übrig geblieben. Die Koffer waren fort und der Pudel Bosko war fort und alle ihre Habe. Nur ein paar Kranzschleifen hingen noch wie zum Hohn an der Wand. Und in der schauerlichen Öde mußte man um so intensiver die goldenen Inschriften lesen: Dem großen Künstler und lieben Kollegen. Der gefeierten Isolde ihr treuer Direktor.

Hans mußte sich abwenden. Vor all dem Jammer der Betrogenen beschlich ihn doch eine ungeheure Heiterkeit. Er wäre fast herausgeplatzt. Daß der Schaden nicht groß war und die Flucht des Gesindels vielleicht ein Glück, überdachte er auch. Er wollte die Tante nicht zu Schaden kommen

laſſen. Hermann aber war geknickt. Er ließ die Hände ſinken. „Was iſt da zu tun?“ murmelte er. „Gegen ſolche Schurken iſt man wehrlos. Sie haben es wirklich zuſtande gebracht. Sie haben vielleicht den Portier beſtochen. Und den Budiker. Aber ich werde mich überzeugen. Ich werde die Polizei benachrichtigen.“

„Überleg' dir's, Hermann,“ warnte Hans. „Mach' das Schlimme nicht noch ſchlimmer. Du darfſt andere Leute nicht verdächtigen, ſolange du keinen Beweis haſt.“

Frau Hinzelmann weinte. „Dieſe lieben, reizenden Menſchen! Iſt es denn zu glauben! Daß ſie ſo ſchlecht ſein können! Gegen mich! Ich ſage nur gegen mich!“

Hans tat die Tante leid. Er ſtreichelte ſie und ſuchte ſie zu beruhigen. Bine aber warf mit furienhaftem Ausdruck einen Gegenſtand auf den Boden, den man in der Schnelligkeit nicht ſofort erkennen konnte. „Da liegt der Plunder!“ ſchrie ſie. „Ich rühre ihn nicht mehr an!“ Zu ſpät wurde Frau Malvinis Korallenkette erkannt. Sonſt hätte Bines Tat noch ſtärker gewirkt.

Im nächſten Augenblick kam Lotte von der Treppe herauf. „Hört bloß!“ rief ſie eifrig und faſt

vergnügt. Man ſah ſie mißbilligend an. „Hört bloß, was die Leute unten erzählen! Die Geraldos haben es nicht allein getan! Es ſind noch zwei dabeigeweſen! Die haben ihnen geholfen!“

„Wer denn?“

„Ihr werdet es nicht für möglich halten!“

„Wer denn?“

„Graf Königswinter und Kammerſänger Strada! Die haben die Koffer geſchleppt! Die ſind im Automobil gekommen! An der nächſten Ecke haben ſie gehalten!“

Jetzt lachte Hans. Lotte hatte ihn angeſteckt.

„Ich begreife euch nicht!“ rief Hermann. „Wie könnt ihr lachen! Das müſſen ja Verbrecher ſein!“

„Grafen ſind es freilich nicht. Na, nimm's mit Humor, Hermann. Etwas anderes bleibt euch doch nicht übrig.“

„Ich gehe zum Polizeirevier! Ich laſſe die Bahnhöfe alarmieren! Ich will ein Exempel ſtatuieren!“

„Laß ſie laufen, Hermann. Geld bekommt ihr doch nicht mehr heraus. Und was nützt es, die Vögel feſtzuſetzen? Sie gehen ſchon einmal auf den Leim. Das iſt ihr Schickſal.“

Hans verließ die geknickte Familie. Als Frau Hinzelmann allein blieb, bückte ſie ſich ſchnell und hob etwas auf, was ſie ſchon lange in der Wüſtenei liegen geſehen hatte. Es war Bines Korallenkette.

Zehntes Kapitel

Die Blütezeit der Natur, die Hans in seiner alten Heimat erlebte, umschloß einen Tag, der seinen schweren Schatten auf die anderen warf. Am 25. Mai war der Jahrestag vom Tode des Vaters. Noch hatte Hans den Ort, an den er immer wieder denken mußte, nicht aufgesucht. Noch lag es ihm fern, was so nahe war — das Grab auf dem Friedhof zu Westend. Hans war naiv genug gewesen, sich für den 25. Mai eine stille Wallfahrt vorzunehmen, ein einsames Verweilen am Denkstein des Vaters. Aber er hatte wieder die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Die Familie Hinzelmann überraschte ihn mit der Nachricht, daß sie am 25. vollzählig nach Westend hinausfahren und Hans an das sorgfältig gepflegte Grab führen wolle. Kein schlimmerer Gedanke konnte jetzt auf den Sohn des Toten eindringen. Noch warfen ihn die Zweifel an den neu gewonnenen Angehörigen hin und her, und

er ſollte ihnen ſein Innerſtes zeigen? Belauſchen, beobachten laſſen, was eben erſt Freiheit und Klarheit gewann? Die Tante ſah ihn verſtändnislos an, als er ſtotternd Ausflüchte machte. Auch Lotte ſchien ſich zu wundern. Die Großmutter blieb ſtumm, und Hermann war nicht zugegen. Nur Bine ſagte zu Hanſens Überraſchung, daß ſie ihn verſtände. Sie wolle auch lieber einmal allein an das Grab gehen. Dieſe Empfindung brachte ſie dem Vetter wieder näher. Am 25. zog die Familie Hinzelmann, mit Blumen beladen, nach Weſtend hinaus. Wann Hans den Friedhof beſuchen wollte, wurde nicht bekannt. Er ließ es abſichtlich im Dunkeln und wollte ſich plötzlich zu der Fahrt entſchließen. Da er aber in dieſen Tagen ſehr zerſtreut war und gegen Lotte keinen Argwohn hatte, erkundigte er ſich bei ihr nach dem Weg und ließ ſich genau beſchreiben, wie man auf dem großen Friedhof zum Grabe des Vaters gelangte. Während Hans mit Lotte ſprach, ging im Korridor Bine vorüber. —

Es war ein Regentag, den Hans für ſeine Fahrt nach Weſtend wählte. Der Friedhof lag in ſchwerer, duftender Näſſe. Es tropfte wie Tränen von den Bäumen. Ein dunkles Sauſen ging durch

die Wipfel, und der aufgeweichte Lehmboden zwiſchen den Gräbern hielt die Füße feſt. Hans mußte den Vater trotz Lottes Beſchreibung ziemlich lange ſuchen. Träumend ging er an vielen Ruheſtätten vorüber. Fremde Namen — Daten, keine Schickſale. Ruheſtätten . . Was war das für ein unaufrichtiges Wort? Ein Wort verzagter Frauen, redender Prieſter. Eine Ausflucht der Lebendigen. Ruhe mußte empfunden werden. Das Nichts konnte der Hafen nicht ſein.

Aber Hans wollte ſich gegen die alte Grablüge nicht feindlich ſtimmen laſſen. Einen Garten ſah er, einen ſchönen Wahn. Es hörte auf zu regnen. Schon brach ein Abendſchimmer durch das graue Gewölk, und in den Büſchen begannen die Vögel zu ſingen. Wie ſchön war das alles. Wie töricht war es, ſich Tote vorzuſtellen, die das nicht ſehen konnten. Nur die Lebendigen ſahen und die Toten in den Lebendigen.

Als Hans an das Feld kam, wo das Grab ſeines Vaters liegen mußte, ſah er eine weibliche Geſtalt zwiſchen den Hügeln ſtehen, den erſten Menſchen den er in dieſer Einſamkeit traf. Sie war verſchleiert, er kannte ſie nicht; aber im erſten Augenblick durchfuhr ihn ein ſeltſamer Wunſch:

Wenn dieſe einſam Trauernde Lotte wäre. Es war ja unmöglich — Lotte war erſt vor wenigen Tagen mit ihrer Mutter hier geweſen — doch er fühlte, daß ihm der Zufall wohlgetan hätte, und es kam ihm zum erſtenmal zum Bewußtſein, daß Lotte tief in ſeiner Empfindung lebte. Aber er ſchüttelte den Gedanken von ſich. Sie war es nicht, ſie konnte es nicht ſein, und die Nähe der fremden Menſchengeſtalt ſtörte ihn. Er wollte kein Herz belauſchen, und man ſollte ihn in Ruhe laſſen. Hans blieb ſtehen und wartete. Die Fremde tat ihm den Gefallen. Sie entfernte ſich. Nachdem ſie ihm noch durch den Schleier einen Blick zugeworfen hatte, ging ſie langſam zwiſchen den Gräbern fort. Hans vermied es, ihr nachzuſehen; ſein Gefühl war heilig auf das Eine gerichtet, er näherte ſich der Stätte. Ein einfaches, ſchwarzes Marmorkreuz ragte über dem Efeuhügel. Es trug den Namen ſeines Vaters. Wie ſonderbar das wirkte — ſein Vater und ein Kreuz. Das brennende Weh, das Hans in dem Augenblick gepackt, als er das Grab entdeckt hatte, ließ bei dieſem Anblick nach. Ein Zwang lag in dem Kreuz. Erkältende Willkür fremder Mächte über eine freie Perſönlichkeit. Adolf Kruſe war nicht fromm ge-

weſen. Er hatte Friedhöfe und Grabkreuze gehaßt. Stets war es ihm unmöglich geweſen, einer Beerdigung beizuwohnen. Man durfte nicht vom Tode mit ihm ſprechen. Hans erinnerte ſich an die kindliche Angſt dieſes reifen Mannes vor allem, was Verweſung hieß. Es was das einzige, was ihn in die Tiefe des Vaters hatte blicken laſſen, und es war ihm lieber geweſen als die vielen Friedhofsbeſuche, die ſeine Mutter an einem Dutzend Gedenktage gemacht hatte. In der Art des Vaters hatte die Gewalt des Todes mehr gelegen.

So kam es, da ein Feind der Sterblichkeit erlegen war, wie ein friſcher und kräftiger Zug, etwas tief Belebendes aus dem Efeuhügel zu Hans empor. Es rettete ihn vor der Kleinlichkeit der Lebendigen zu der raſtlos fortwirkenden Kraft eines Toten. Die Blumen, die Hans gebracht, legte er nicht ſcheu, wie er wohl früher getan, in das naſſe Blättergeſpinnſt des Grabes, ſondern reichte ſie, reichte ſie wirklich dem Vater, als ob dieſer ſie mit ſeiner bleichen Hand ergreifen könnte. Starr blickte Hans den ſchweigſamen Hügel an. Ein Geheimnis lag darüber. Die Ruhe des Todes war hier, aber nicht ſein Friede, nicht ſeine klare Würde.

Es drohte etwas. Es war der alte Widerſpruch gegen das Kreuz. Hatte ein Zwang den Vater beſtattet? War er wie ein angeſchoſſenes Wild zuſammengebrochen, vor hetzenden Verfolgern, an dieſer Stelle? Was machte ſein Grab ſo friſch und anklägeriſch? Hans wagte keine Antwort auf die Frage. Aber er fühlte deutlich: Die Liebe war noch nicht an dieſem Grabe geweſen. Vielleicht kam ſie erſt heute. Und es drängte ſich eine Frage aus der Seele des Sohnes zum Vater, der ihm fern und nahe war: Kann ich dich verſöhnen? Kann ich dir Gerechtigkeit geben? Kann ich dich rächen? ... Solche Frage, dunkel und unerklärt, kam in Hans empor. Aber Antwort hörte er nicht. Nur die Gewißheit, daß das Leben antworten müſſe. Daß es zu forſchen galt, zu ſuchen und endlich zu finden ...

Plötzlich durchfuhr ein tiefer Schreck den Verträumten. Von rückwärts näherte ſich ihm eine Geſtalt. Er ſah ihren Schatten und hörte das Kniſtern ihres Kleides. Hans beugte den Kopf, das Herz pochte ihm, und er konnte den Wahn einer unwirklichen Erſcheinung nicht abſchütteln. Dann aber mußte er ſich umdrehen, denn die Geſtalt blieb ſeufzend hinter ihm ſtehen. Sie hatte

den Schleier zurückgezogen. Hans ſah Bine vor ſich. Anfangs lähmte ihn Enttäuſchung — dann aber fühlte er Scham, und etwas Liebevolles regte ſich zum erſtenmal in ihm für das ſeltſame Mädchen.

„Du biſt hier? . . . Du warſt es, die vorhin hier geſtanden hat? . . .“

Sie nickte mit einem ernſten Lächeln. „Es iſt ein merkwürdiger Zufall, Hans. Ich wollte doch auch lieber allein auf den Friedhof gehen. Aber daß ich gerade heute kommen mußte . . . Sollte man das nicht für eine ſeeliſche Verbindung halten?“

Obwohl ſie mit den letzten Worten etwas ausſprach, was er lieber ſtumm gelaſſen hätte, war ſein Glaube an ſie gekommen, und er drückte ihr dankbar die Hand. „Warum haſt du dich nicht ſofort zu erkennen gegeben? Du haſt doch ſicher vorhin ſchon gewußt, daß ich es bin?“

„Ja, Hans. Aber ich wollte dich erſt allein laſſen. Darf ich nun ein Veilchen neben dir ſtehen?“

Er nickte ergriffen. „Bine . . . Wie ſonderbar das iſt . . . Wenn ich auch mit den andern nicht hinaus wollte — hoffentlich haben ſie mir das nicht übel genommen — nach einer verwandten

Seele hab ich mich doch geſehnt . . . Das ſag ich offen. Es war eine ſchauderhafte Angſt in mir. Ganz plötzlich, Bine."

Das Geſicht der Couſine leuchtete auf. Sie ſchien ihre Antwort zu überlegen, fand aber keine. Am beſten erſchien es ihr ſchließlich, gedankenvoll neben dem Vetter ſtehen zu bleiben. Hans war zerſtreut. Er konnte ſich nicht mehr konzentrieren, und nach wenigen Minuten gab er das Zeichen zum Gehen. Langſam ſchritten ſie über den knirſchenden Kies zum Ausgang. Es war ein ſchöner, klarer Abend geworden. Hans überlegte. Bine, nicht Lotte hatte er hier getroffen. Wie wurde man doch irre geführt. Wie ſchwer war es doch, gerecht zu bleiben. Er wollte ſich ja durchaus zu einer nüchternen Erkenntnis des Herganges zwingen. Um eine „ſeeliſche Verbindung" konnte es ſich nicht handeln. Zufällig hatte Bine ihre Abſicht, das Grab allein zu beſuchen, heute ausgeführt. Aber ihr Verdienſt blieb darum ungeſchmälert. Hans mußte es ein Verdienſt der Empfindung nennen. Sollte er nun den entſcheidenden Schritt wagen? Da alles unaufrichtig gegen ihn war — auch die Großmutter, auch Lotte — ſollte Bine nicht ſchonungsloſe Ehrlichkeit für ihn haben?

War ſie nicht die einzige, die ihm dieſe Wohltat erweiſen konnte? Ihre Mädchenſeele war ihm ſo nahe. Sie konnte nur rein und gut vom Tode des Vaters ſprechen. Endlich würde er wiſſen . . .

Aber die Frage kam ihm nicht auf die Lippen. Er wußte nicht, warum. Er konnte Bine nicht wie Lotte nach den Tiefen fragen. Es ſchmerzte ihn, und er ſchämte ſich. Schweigend begleitete er ſie nach Hauſe. —

Als er vor dem Abendeſſen Lotte im Speiſezimmer allein traf, drängte es ihn, ihr von dem Friedhof zu erzählen. Sie hielt im Tiſchdecken inne und hörte zu, als ob ſie kein Wort von ihm verlieren dürfte. Schließlich ſagte er auch, was ihn in Lottes Gegenwart mit bangem Zweifel zu erfüllen begann: „Denk dir den merkwürdigen Zufall. Ich habe Bine auf dem Friedhof getroffen."

Er beobachtete Lottes Geſicht und ſah ſie plötzlich blaß werden. „Bine? Wahrhaftig? War die heute draußen?"

„Heute. Ja. Um dieſelbe Zeit, wie ich. Was erſchreckt dich daran?"

Lotte baſtelte an ihrer Schürze. Sie wandte ſich zum Büfett. „Ach, Gott — ne, ne — erſchreckt

— das iſt es nicht, Hans. Aber — ich wundere mich bloß . . .“

Hans ſtand langſam auf. In ſeinem Geſicht lag heftige Spannung. „Das iſt es ja auch nicht, Lotte. Sei aufrichtig zu mir. Was hältſt du von Bines Fahrt zum Friedhof?“

„Hans . . .“ Sie ſah ihn nicht an und errötete. Plötzlich aber ſtampfte ſie zornig mit dem Fuß auf. „Immer macht ſie ſolche Sachen!“

„Was für Sachen? . . .“

„Ach, ſie hatte gehört, wie du mit mir über das Grab geſprochen haſt, und wie du weg warſt, da hat ſie mich gefragt, wann du hinausfährſt . . .“

„Sie hat alſo gewußt, daß ſie mich draußen treffen würde?“

„Natürlich, Hans.“

„Natürlich . . .“

Hans ging ohne Antwort hinaus. Er kam nicht zum Abendbrot, ſondern lief auf die Straße. Ein ſchrecklicher Ekel würgte ihn. Er wußte nicht mehr, wohin er ſich wenden ſollte. „Mörder . . . Seelenmörder“, murmelte er. „Bei euch kann man bitter werden! . . .“ Am Humboldhafen blieb er ſtehen und ſtarrte in das ſchmutzige Spreewaſſer, worin ſich der Mond ſpiegelte. „Aber wiſſen muß

ich es jetzt ... Alles muß ich wiſſen ... Wo nur! ... Wo! ...“ Ein fader Duft ſtreifte ihn, er hörte lachende Stimmen. Zwei Dirnen mit großen Federhüten gingen an ihm vorüber. „Die ſind ehrlich,“ flüſterte Hans. In dunkler Ideenverbindung fand er plötzlich den Ort, wo vielleicht Wahrheit auf ihn wartete. Die einzige Stelle, rauh und kalt, etwas Fürchterliches vielleicht. Aber Wahrheit. Er wollte mit der Geliebten ſeines Vaters ſprechen.

Elftes Kapitel

Sein Wunſch war ſo ſtark, daß kein Bedenken kommen konnte. Was er jetzt tat, lenkte ihn eigentlich aus ſeiner Lebensbahn, aber er fühlte nur, daß das Verſteckſpiel der Ungewißheit unerträglich war. Er ſuchte die fremde Frau ja nicht als Ankläger auf, und ein Menſchenkind wollte er nicht ſcheuen. Wenn ſie nur das, was ſie wirklich war, zeigte — bei den Menſchen der Moral war ihm dieſe Forderung unerfüllt geblieben. Er wappnete ſich. Er wollte nur Tatſachen erfahren.

Wo Dora Mietke vor zehn Jahren gewohnt hatte — daran erinnerte er ſich gut. Er wußte noch, als ob es geſtern geweſen wäre, wie es ihn als Junge mit dunkler Dämonie vor ihr Haus getrieben hatte. In der Franzöſiſchen Straße hatte ſein Vater die Freundin einquartiert. Dorthin war er ihm einmal gefolgt, in dem ſinnloſen Drange, Rächer ſeiner Mutter zu werden. Stundenlang hatte ſie ihm wieder ihre Entwürdigung geklagt,

Sie hatte ſogar gerufen: „Nun wird er wohl zu ihr gehen! Nun führt er ſie ins Theater!“ Da war Hans dem Vater nachgeſchlichen. Und als er eine Weile gewartet hatte, waren beide aus dem Hauſe getreten: Der Vater und die ſchöne Frau. Sie war wunderſchön, und alles an ihr war ihm königlich erſchienen. Wie weit es ein geſchminktes Königreich war — das konnte Hans nicht beurteilen. Er ſah das Paar in ein hell erleuchtetes Theater gehen — ſeinen ſeltſam veränderten, jugendlichen Vater und die Fremde. Ein bißchen war ihm ſein Rächergelüſt in der Kehle ſtecken geblieben; er hatte ſich verſchüchtert zurückgezogen, nicht ohne ſchmerzliche Sehnſucht. Daran erinnerte er ſich deutlich. Seiner Mutter hatte er nichts von dem kläglichen Ende des Rachefeldzuges erzählt. Aber er wußte nun wenigſtens, wo „ſie“ wohnte.

Mit dem Reſultat ſeiner kindlichen Beobachtung ging er jetzt, nach einem Dezennium, in die Franzöſiſche Straße. Vater und Mutter waren tot, aber das unheimliche Haus ſtand noch da, und Dora Mietke konnte noch darin wohnen. Mit Herzklopfen betrat Hans den Hausflur. Das Gebäude war jetzt ganz von Geſchäftslokalen erfüllt. Hans ſtudierte die Tafel, welche die Namen

der Bewohner trug — Dora Mietke war nicht mehr hier. Eine mürriſche Frau, die ein Tuch um ihr geſchwollenes Geſicht trug, fegte den Hausflur. Sie tat es ohne Rückſicht auf Hans, deſſen Füße ſie ſtreifte. Aber er ärgerte ſich nicht, ſondern ſprach ſie höflich an. „Entſchuldigen Sie — iſt Fräulein Mietke ausgezogen?“

„Fräulein Mietke? Kenn' ick nich.“

„Aber ſie hat hier gewohnt. Sie ſind doch gewiß die Portierfrau? Wie lange ſind Sie ſchon hier?“

„Als wie icke?“ Die Frau ſtampfte ihren Beſen auf den Aſphalt, ſo daß Hans in eine übelriechende Staubwolke geriet, dann ſagte ſie gedehnt: „Ach ſoo... Sie kommen aber von Anno Toback . . . Ick bin ſchon zwölf Jahr in det Haus. Aber wie ick jekommen bin — da is Fräulein Mietke noch da jeweſen. Det ſtimmt. 'Ne rechte ſcheene Wohnung hat ſe jehabt — in de erſte Etaſche. 'N rechter feiner Mann hat ſe ihr bezahlt. Aber da müſſen Sie ja noch 'n kleener Junge jeweſen ſind — nehmen Se mir't nich übel.“

Hans wich dem lauernden Blick der wäſſerigen Augen aus. Die Frau brachte ihn in einen beſon-

deren Zuſammenhang mit Dora Mietke und verſtand ſeine Erkundigung falſch. „Ich würde nur gern wiſſen, wo die Dame hingezogen iſt. Wiſſen Sie das nicht?“

Die Portierfrau ſchneuzte ſich. „Die Dame ... Ja ... Damals hat die Sache nämlich faul ausjejeht, wiſſen Se. Der Jerichtsvollzieher hat allens jepfändet. Und der Herr, wat die Miete bezahlt hat, der is pleite jejangen, und ſie is verduftet. Ne — det heeßt — warten Se mal! Wie is mir denn! Det hat mir ja de Zieſemacken erzählt! Et is ſchon ſo lange her ... Se is wieder in Stellung jejangen! Richtig! So is et jeweſen! Bei Baruch und Leipziger, in de Mohrenſtraße! Natirlich! Wenn Se da mal fragen — da es ſe vielleicht noch!“

Hans wurde es etwas bänglich zu mut. „Iſt das — ein Geſchäft?“

„Wat'n ſonſt? Det is'n ſehr feinet Jeſchäft is det! Modes!“

Hans dankte, gab der Frau eine Mark und verließ ſchnell das erinnerungsreiche Haus. In die Mohrenſtraße ging er ſofort und betrat nach kurzem Zögern das Verkaufslokal von Baruch und Leipziger. Obwohl er an geſchäftliche Gepflogen-

heiten gewöhnt war, brachten ihn die höflichen Verkäufer, die nach ſeinen Wünſchen fragten, aus der Faſſung. Er ſah enttäuſchte Geſichter, als er von einer privaten Angelegenheit ſprach; hinter ſich hörte er zwei Konfektionöſen kichern. Er verhaſpelte ſich, aber er fragte nach Dora Mietke, ohne Hoffnung freilich, Auskunft zu erhalten. Zu ſeiner größten Überraſchung wandte ſich der dicke, glatzköpfige Herr, den er gefragt hatte, zu den Damen hin: „Bedient Fräulein Mietke grade?“ Unter den Konfektionöſen entſtand eine lebhafte Bewegung. Neugier und Heiterkeit war ihnen anzumerken. „Fräulein Mietkä!“ rief eine kleine Rotblonde mit langgezogener Stimme in die erſte Etage hinauf. „Fräulein Mietkä! Bedienen Sie gradä?“ „Das denn doch nich!“ tönte die Antwort von oben, ohne daß die Geſuchte ſichtbar wurde. Hans ſtockte das Herz. Sie war da — ſie kam. Er würde ſie im nächſten Augenblick ſehen. Seltſamerweiſe kam nicht nur Schrecken, ſondern auch etwas Warmes und Erfreutes in ihm auf. Er mußte ſich zuſammennehmen, denn er merkte, daß man ihm ſeine Erregung anſah. Dieſe Erregung mußte freilich ſo ernſter Natur ſein, daß man ſie mit einer gewiſſen Sphäre nicht in Zuſammenhang

brachte und ebenfalls ernſt wurde. Es dauerte nicht lange — da kam eine große, blonde Konfektionsdame die Treppe hinunter. Sie ſah nicht mehr jung, aber ſtattlich und gepflegt aus. Hans erkannte ſie an ihrem Haar und an der hohen Geſtalt wieder. „Ich werde gewünſcht, Herr Leipziger?“ fragte ſie den dicken, glatzköpfigen Herrn. Der Chef hatte es eilig — er ließ ſich nicht gern ſeine koſtbare Zeit fortnehmen. „Der Herr da möchte Sie gern ſprechen, Fräulein.“ Damit ging er.

Dora Mietke wandte ſich zu Hans. Sie lächelte, und leiſe Betroffenheit kam in ihr Geſicht, als ſie ſeinem erregten Blick begegnete. Er ſchien ſie an irgend etwas Fernes zu erinnern. Die Kolleginnen hielten ſich in der Nähe — ſie wollten gern den Namen des Fremden aufſchnappen. Aber ein richtiger Inſtinkt leitete Dora Mietke. Sie wartete Hanſens Vorſtellung nicht ab, ſondern ſagte freundlich: „Ach bitte — Sie kommen wohl mit nach oben, mein Herr? In die dritte Etage. Da is jetzt niemand. Hier wird immer bedient.“ Er nickte und folgte ihr.

Oben, im Lagerraum, zwiſchen von Stoffballen angefüllten Regalen, herrſchte eine ſtickige

Luft. Hans ſah ſich ſchwer atmend um und wich dem geſpannten Blick der Dame aus. Dora Mietke glaubte, daß die Anweſenheit eines ſchläfrigen Lehrlings ihn genierte. Sie rief: „Herr Cohn! Ach, bitte! Sie können jetzt in die Expedition gehen!“ Der Lehrling verſchwand. Nun waren ſie ganz allein. Dora Mietke wurde ſichtlich verlegen, als Hans noch immer nicht ſprach. Unruhe ergriff ſie — etwas Fremdes und längſt Entwöhntes, was ihrer ganzen Lebensführung feindlich war. Sie ſah, um dem ernſten Blick des Beſuches auszuweichen, in den Spiegel und zupfte ſich ihre Friſur zurecht. „Nun, mein Herr? Ich bin ganz Ohr. Womit kann ich dienen?“

Plötzlich wußte Hans, was er zu ſagen hatte. Das Weſen des Mädchens machte es ihm leichter. „Ich müßte mich Ihnen zunächſt vorſtellen, Fräulein. Verzeihen Sie, daß ich es noch nicht tue. Aber wenn Sie meinen Namen wiſſen, können Sie irritiert werden und . . .“

„Nanu? Das is ja komiſch. Das is ja furchtbar geheimnisvoll. Aber Angſt hab' ich nich vor Ihnen. Sie tun mir doch nichts?“

Hans mußte lächeln. „Da können Sie unbeſorgt ſein. Ihre ſämtlichen Hausknechte können bei der

Arbeit bleiben. Sie brauchen mich nicht an die Luft zu ſetzen.“

„Hm . . . Na eben . . . Sie ſehen ſo nett aus. Aber merkwürdig is es. Ich rate nämlich, ſolange ſie hier ſind, wie Sie heißen.“

„Ich heiße —“

„Sagen Sie's bitte nich. Ich will von ſelber drauf kommen. Sie erinnern mich nämlich ſo koloſſal . . .“

Plötzlich brach Dora Mietke ab. Ein ſonderbares Schweigen entſtand. Der Blick, den Hans ihr eben zugeworfen, hatte das Erkennen herbeigeführt. So war es vor langer Zeit geweſen. So hatte Adolf Kruſe ſie zuweilen angeſehen. In hervorbrechender Nervoſität wandte ſich die Konfektionsdame zur Treppe und rief mit ſcharfer Stimme hinunter: „Flora!“

„Fräulein Mietkä?“

„Ich möchte jetzt nich geſtört werden! Laſſen Sie bitte niemand 'rauf!“

„Schön, Fräulein Mietkä!“

Langſam wandte ſich das große, blonde Mädchen wieder zu ihrem Beſuch. Unter der ſtarken Puderſchicht war ihr Geſicht rot geworden, und die künſtlich erweiterten Pupillen ſchimmerten

feucht. „Sie ſind Hans — nich wahr? Sie ſind Hans?“ Sie ſtand dicht vor ihm und ſtreckte die Hand aus. Er nahm ſie nicht, aber er ſah ſie auch nicht feindlich an.

„Mein Name iſt Hans Kruſe. Haben Sie mich an der Ähnlichkeit mit meinem Vater erkannt?“

„Beſonders die Augen. Papa hat mir ja Bilder von Ihnen gezeigt.“

„Wirklich?“

„Oft. Ja, ſind Sie denn zurück aus Amerika?“

„Wie Sie ſehen.“

„Wohnen Sie wieder in Berlin?“

„Ich wohne bei meinen Verwandten. Bei Hinzelmanns.“

„Ach, je . . .“

Hans erwiderte auf dieſen Ausruf, der aus dem Herzen zu kommen ſchien, nichts. Prüfend ſah er die fremde Frau an, die ſoviel Schickſal auch für ihn bedeutet hatte. Da ſtand ſie geſund, gefallſüchtig, elegant noch immer vor ihm. Der aber, über den ſie das ſchwerſte Leid gebracht, den ſie zugrunde gerichtet hatte vielleicht . . . Hans mußte ſich faſſen, die Welle der Empörung in ſeinem Herzen niederzwingen. Er wollte ja etwas von der Fremden erfahren. In Haß und

Zorn erfuhr er nichts. Das Wichtigſte war, daß Dora Mietke ſpürte: er kam nicht, um irgendwie Rechenſchaft von ihr zu fordern. Er kam nicht als Sohn, ſondern als Wahrheitsſucher. Sie aber ſchien ihn jetzt zu fürchten. Als ſie ſeinen prüfenden Blick ſah, ſagte ſie ſtockend: „Sie ſind mir gewiß ſehr böſe ... Ich kann mir ja denken ... Sie waren ſolange weg, und wenn Sie bei Hinzelmanns wohnen ... Gott, is das merkwürdig, daß ich Sie plötzlich vor mir habe. Darüber kann ich mich gar nich beruhigen. Zehn Jahre müſſen Sie doch weggeweſen ſein? Mindeſtens zehn Jahre. Und nu auf einmal ... Hänschen!“

Hans war verwirrt. In den Augen dieſer reifen Frau ſtanden plötzlich Tränen. Ihre Stimme klang ſympathiſch. Es lag etwas Sicheres und Mütterliches darin, wogegen er ſich nicht auflehnen konnte. Er kam von allem Vorwurf fort, es rückte ihm ferner, das große, wirre Jugendleid. Faſt freute er ſich daran, daß ſoviel Anmut noch der Frau, die ſein Vater geliebt hatte, innewohnte. Er überlegte, wie er möglichſt ſchnell zum Zweck ſeines Beſuches gelangte. Aber vorſichtig mußte er ſein — ſonſt erfuhr er nichts. Nicht nur die leichte und vergängliche Helligkeit des väterlichen

Lebens, auch all ſein Dunkel war um dieſe Frau. Sie hatte einen Mann ausgenützt, wie andere mehr. Aber er lebte noch in ihrer Erinnerung. Die war echt. Sie rief ihn mit menſchlicher Stimme. Mochten beide ſchuldig geweſen ſein — ſchuldig fühlte auch Hans ſich.

„Sie wundern ſich gewiß, weshalb ich zu Ihnen komme, Fräulein. Weshalb ich anknüpfe, wo ich nie einen Zuſammenhang gehabt habe. Aber ich denke über meinen Vater jetzt anders. Ich bin zehn Jahre älter geworden — ich bin mit ihm verſöhnt. Das möchte ich Ihnen im voraus ſagen. Daraus werden Sie erſehen, daß ich auch zu Ihnen anders komme."

„Sie glauben alſo nich, daß ich das Unglück von Ihrem Papa geweſen bin?"

„Ich glaube jetzt, daß Sie ſein Glück und ſein Unglück waren, Fräulein Mietke."

„Hm . . . Das is ja merkwürdig . . . Was ſagen denn die Hinzelmanns von mir?"

„Laſſen wir das. Jedenfalls —"

„Lotte kann doch nich ſchlecht von mir reden?„

„Nein, Lotte hat eine gute Erinnerung an Sie. Aber ich möchte Ihnen offen geſtehen — ich komme

nicht zur richtigen Ausſprache mit meinen Verwandten.“

„So . . .“

„Es iſt ja alles ſo furchtbar ſchwer und peinlich, nicht wahr. Aber ich möchte mir doch klar werden über meinen Vater — vor allem über die Jahre, die ich von ihm getrennt war . . .“

„Und da kommen Sie zu mir?“

„Ich glaube, Sie haben ihn am beſten gekannt.“

„Das kann ſtimmen.“

Dora Mietke ſah nachdenklich in das von tiefer Spannung erfüllte Geſicht des jungen Mannes. Sie bekam einen Ausdruck, den Hans am wenigſten erwartet hatte: Mitleid ſprach aus ihren Augen. Er ließ es geſchehen, daß ſie plötzlich ſeine Hand nahm. „Es is ja ſchrecklich — ſchrecklich. Ich kann mich ſo gut in Sie reindenken. Ich bin auch nich mehr ſo'n leichtſinniges Huhn, wie damals. Lange nich mehr. Ich wäre einfach um die Ecke gegangen, wenn ich nich mächtig gearbeitet hätte. Was zu eſſen und was anzuziehn hab' ich ja nu, aber mehr is es nich. Man kommt ja auch allmählich in die Jahre. Bei Baruch und Leipziger bin ich nu ſchon

das achte Jahr. Herr Baruch is Junggeſelle — es is der Herr mit der hohen Schulter — Sie haben ihn vielleicht ſchon geſehen. Wir ſind befreundet. Warum ſoll ich Ihnen das nich ſagen? Man kommt in die Jahre. Aber dann wird auch alles ordentlich und richtig. Wenn man bloß noch, was geſchehen is, ungeſchehen machen könnte. Aber ſehn Se, Herr Kruſe — das kann man nich."

Hans hatte aufmerkſam zugehört. Er verſtand ſie, ihr Weſen gewann ihn mehr und mehr, und doch mußte er ſich ſagen, daß er die Vorausſetzung ihrer Worte nicht verſtand. Brauchte ſie ihn jetzt noch zu bemitleiden? Und die eigentümlich ſchwere Trauer, wie der letzte Nachhall eines großen Schreckens, wenn ſie von dem Vater ſprach ... Warum? — Aber er wollte behutſam ſein. Schritt für Schritt mußte er in alles einen Einblick haben.

„Sie ſehen mir an, daß ich jeden Vorwurf hinter mir laſſe, Fräulein Mietke. Ich fühle mich jedenfalls zu keinem Vorwurf mehr berechtigt."

Ihre Augen wurden groß und ernſt. „Vorwurf? Warum denn?"

„Nun, Sie können ſich ja denken, was man ſagt. Sie haben Einfluß auf meinen Vater gehabt

— ſeine letzten Jahre hingen ganz mit Ihnen zuſammen —"

„Aber ich bin nich ſchuld, daß es ſoweit gekommen is!"

„Wie weit?"

„Na, ich meine — ich habe ihn da nich 'reingebracht! Der liebe Gott is mein Zeuge! Das kann niemand ſagen, Herr Kruſe!"

„Regen Sie ſich bitte nicht auf. Mir liegt einzig und allein daran, in Ruhe mit Ihnen zu ſprechen. Objektiv und gerecht. Mein Vater hat ſein Leben genoſſen — er mußte es — das hab' ich damals nicht verſtanden. Wenn eine Frau das Zeug hat, einen alternden und kränklichen Mann das Leben genießen zu laſſen — dann iſt ſie auch was wert. Entſchuldigen Sie meine Offenherzigkeit. Ich habe meine Mutter ſehr lieb gehabt, aber ich ſpreche doch ſo zu Ihnen."

„Ich bin Ihnen dankbar. Sie können mir gar nichts Beſſeres tun. Ich hab' ja gar nich gewußt, daß Sie ſo ſind. Aber es war nich ſchlimm, Herr Kruſe. Das Schlimmſte war es jedenfalls nich. Und ich hab' ja auch nich 'reingeſehn in alles..."

„In was? Verzeihen Sie — ich muß Sie um Aufklärung bitten —"

„Ihr Vater war ein zu verſchloſſener Menſch. Ich hab' gedacht, daß er klotzig reich is. Das mußten ja alle denken, nich wahr. Das alte, angeſehene Geſchäft und der ganze Mann und die Anſprüche, die er gemacht hat. Wiſſen Se, es wird Ihnen komiſch vorkommen — aber ich bin immerhin vom Grafen Hatzfeld bei den Gardekürassieren zu Ihrem Vater übergegangen. Da mußte er wiſſen — ich meine . . ."

„Sie meinen, er mußte auf Ihre Anſprüche vorbereitet ſein? Er hat ſie doch auch erfüllt?"

„O, vieles! Alles! Was hab' ich für ſchöne Sachen gekriegt. Und das Boot in Wannſee und die Reiſen. Wir waren doch in Nizza und in Paris. Außerdem — ich habe Ihren Vater wirklich gern gehabt, Herr Kruſe . . ."

„Das zu wiſſen, iſt mir wertvoll. Denn ich weiß, daß mein Vater . . . Aber es hat ja keinen Zweck, darüber zu ſprechen. Sie haben ihn im Stich gelaſſen."

„Wir haben uns immer gezankt. Er war ſo quängelig und eiferſüchtig. Außerdem war ich 'n leichtſinniges Luder damals — das geb' ich ja zu. Aber ſoweit — nein — ich kann nu wirklich nich alle Schuld auf mich nehmen . . ."

Hans ſchwieg einen Augenblick — dann ſagte er: „Sie meinen — an ſeinem Zuſammenbruch? Die Fabrik ſoll ganz veraltet geweſen ſein. Die Firma war vollſtändig verſchuldet — das hat ſich erſt ſpäter herausgeſtellt. Mein Onkel Hinzelmann ſoll auch viel geſündigt haben. Aber —"

Dora Mietke fuhr auf. „Sein Ende etwa?! Herr Kruſe! Wenn Sie als ſein Sohn —! Ich ſchwöre Ihnen —!"

Hans fühlte ein Fröſteln. Es war, als ob etwas Ungeheures, nie Erſchautes auf ihn zukröche, und er konnte ſich nicht abwenden „Nein, nein," ſtotterte er. „So mein ich das nicht ... Mein Vater war krank, nicht wahr ... Wohl kränker, als er zugeſtanden hat —?"

„Ach was, ſo ſchlimm war es ja nich!"

„Die Zuckerkrankheit muß ſchlimm geweſen ſein. Er hat ohne Diät gelebt. Dadurch hat ſich der Zuſtand geſteigert —"

„Wer hat Ihnen das erzählt?"

„Mein Vetter Hermann —"

„Na ja, der Herr Oberlehrer natürlich! Der kluge Hermann! Der hat's wol nötig, um 'ne Entſchuldigung vor Ihnen zu haben?"

„Inwiefern —?"

„Ach Gott, Herr Kruſe, ich gebe ja zu, daß ich mich gemein gegen Ihren Papa benommen habe! Undankbar und falſch und alles mögliche! Aber mit mir war er lange fertig, wie das auf ihn eingeſtürmt is!“

„Was?“

„Nu, ich meine eben das Letzte! Er hätte ſich oben halten können! Der Mann is fleißig geweſen, der Mann hat 'n guten Namen gehabt! Herr Baruch hat Ihren Papa doch gut gekannt — der hat mir das allmählich erſt erzählt! Die Pleite war unvermeidlich, und ich habe natürlich den Stein ins Rollen gebracht! Gewußt hab' ich's nich, wie geſagt! Und daß er was von mir gehabt hat, ſagen Sie ſelber! Schließlich, was is denn das menſchliche Leben, wenn man drüber hinkuckt? Wenn einer immer bloß arbeitet und 'ne Familie am Rockſchoß hat — der kennt es ja gar nich! Ihr Papa hat mich gebraucht, weil er die Hinzelmanns hinter ſich hatte — das is es! Und die Hinzelmanns, wenn Sie nachrechnen wollen — die haben ihm ebenſoviel gekoſtet wie ich! Der Junge hat ſtudiert, die Mädchens ſind in der Schweiz erzogen worden, die Mutter hat 'ne Penſion in Moabit — alles von Ihrem Vater! Er

hat Familienſinn gehabt — na ja — Ihre Tante war ſeine Schweſter! Aber mal muß doch 'ne Grenze kommen, nich wahr! Die haben ja immer bloß gelutſcht an dem Mann! Und gar nichts hat er davon gehabt, rein gar nichts —"

Hans unterbrach ſie. „Sein Bewußtſein, Fräulein Mietke! Das war viel für meinen Vater! Verzeihen Sie — aber ich glaube, Sie dürfen da nicht vergleichen! Ich bin immerhin ſein Sohn, für den er nichts getan hat — aber Sie ſehen, ich will objektiv ſein!"

„Schön! Meinetwegen! Mit Ihnen war er auseinander! Leider Gottes! Der Unglücksmenſch! Aber wenn er ſich ſoviel aus den Hinzelmanns gemacht hat — dann hätten ſie auch zu ihm halten ſollen! Bis zuletzt, Herr Kruſe!"

„Warum glauben Sie, daß meine Verwandten —

„J, was! Das is doch klar! Ich will gar nich davon reden, wie die Leute immer auf mich gehetzt haben! Das hab' ich ihm ja immer angehört! Aber nachher — wie er mich nich mehr hatte — wie der Krach kam —"

„Da waren dieſe Leute die einzigen, die mein Vater gehabt hat, Fräulein!"

Hans ſtand auf — er wußte ſelbſt nicht, war-

um er mit bebender Stimme dieſe Verteidigung ſeiner Verwandten wagte. Er hielt etwas feſt, was ihm aus den Händen gewunden war. Dora Mietke erhob ſich ebenfalls. Sie wollte heftig auffahren, aber ſie fürchtete Lauſcher und gab ihre Antwort gedämpft: „Ne, Herr Kruſe. Das ſtimmt nu ganz und gar nich. Ne. Da kann ich Ihnen reinen Wein einſchenken. Die Leute haben bloß Vorwürfe für ihn gehabt. Die haben die Achſeln über ihn gezuckt. Die haben ihn an die Wand gedrückt.“

„Das iſt unmöglich!“

„Man ſollt' es nich für möglich halten. Ja. Aber wie er nich mehr geben konnte, was er nach ihrer Anſicht geben m u ß t e — da war es aus. Da hat er ſe alle hinter ſich her gehabt — die Mutter, die Mädchens und den ſtreng moraliſchen Hermann.“

„Lotte auch?“

„Ne, Lotte nich!“

„Und Hermann, Hermann! Wie können Sie meinen Vetter ſo verdächtigen!“

„Was ſoll man denn dazu ſagen, wenn die Leute den kranken, pleite gegangenen Mann acht Tage allein laſſen, bis ſie ihn dann finden —“

„Finden — —“

„Ja, Herr Kruſe — Gottedoch — man muß doch davon reden — ſo ſchrecklich es auch is — —“

„Wie haben ſie ihn gefunden?“

„Aber das wiſſen Sie doch?“

„Die Einzelheiten —“

„Ne, das arme Kind — nu ſoll ich —“

„Sagen Sie mir alles —“

„Haben die Hinzelmanns Ihnen denn nichts erzählt?“

„Nichts Näheres — ich —“

„Er hat ſich doch aufgehängt, Ihr armer Papa! Er war doch ſchon lange tot, wie die Leute kamen — — —!“

Hans ſtarrte Dora Mietke an. Dann griff er nach ſeinem Hut, ſtieß etwas Unverſtändliches hervor und eilte ohne Abſchiedswort die Treppe hinunter. Dem Mädchen wankten die Kniee. Nie hatte ſolch' ein Blick ſie getroffen. Dieſer Sohn erſchütterte ſie, ſo daß ſie ſich erſt nach einigen Minuten aufraffen und in das Parterre hinunterſteigen konnte. Den neugierig teilnehmenden Blicken wich ſie aus. Auch zu Herrn Baruch ging ſie jetzt nicht. Sie verſchwand in der Garderobe, um ſich fertig zu machen und vor Geſchäftsſchluß wegen plötzlichen Unwohlſeins das Haus zu verlaſſen.

Zwölftes Kapitel

In Hans klang lauter als alles andere ein Wort von Dora Mietke nach. Es würgte ihn, er erfuhr den Tod des Vaters am eigenen Leibe. Als er halb unbewußt nach Moabit gelangt war, ſtieß er heftig mit einem Jungen zuſammen, der an beiden Armen ſchwere Körbe trug. Es war ein Bäckerjunge, und Hans wurde von ſeinen Broten tüchtig angeweißt. Das Temperament ſeines Vaters brach in ihm los: „Aufpaſſen, dummer Junge!“ „Olle Traumſuſe! Oller Schlummerkopp!“ revanchierte ſich der kleine Berliner. Hans ging weiter; nun war er aufgewacht. Der Junge hatte recht. Er ſah endlich, wo er ſich befand. Er war nicht weit von der Wohnung ſeiner Tante. Plötzlich ſtockte Hans. Dicht vor ihm ging eine kleine, alte Frau, die trotz ihrer Gebrechlichkeit etwas Kriegeriſches und Zielbewußtes hatte. In ihrem fremdartigen Hütchen und dem altmodiſchen „Umhang“ erkannte Hans erſt jetzt die Großmutter. Er fühlte plötzlich, wie

ſein pochendes Herz ausſetzte. Beim Anblick der Großmutter drang erſt das Ganze auf ihn ein. Er hätte aufſchreien mögen und riß ſein Taſchentuch vor den Mund. Aber er faßte ſich und holte mit ſchnelleren Schritten die alte Frau ein. Erſchrocken ſah ſie ihn plötzlich neben ſich und lächelte verwirrt. Sie machte einen ebenſo gehetzten Eindruck, wie ihr Enkel.

„Gehſt du ſpazieren, Großmutter?“

„Ja, Hans — nu will ich mal wieder ſpazieren gehen. Ich hab' mir's überlegt. Bei der Geſellſchaft kann ich nich bleiben.“

Er ſchwieg, denn er glaubte zunächſt an einen ihrer ſchnell vergänglichen Entſchlüſſe.

„Du denkſt wohl, es is mir nich ernſt? Diesmal is es mir ernſt. Ich hab' mir ſchon ein Zimmer gemietet. Ein nettes Zimmer in Friedenau draußen. Da is es ſtill. Da ſeh' ich von dem ganzen Krempel nichts. Lotte nehm' ich mit.“

Sie beſann ſich plötzlich. Sie fühlte, daß das alles nichts für Hans war. Sanft griff ſie nach ſeiner heißen Hand. „Kümmere dich nich darum, mein Junge. 'ne alte Frau kommt eben mit der Welt nich aus. Du kannſt dich durchſtoßen. Vergiß, was ich eben geſagt habe. Mach' dir keine

Sorgen um mich. Ich bin zäh. Ich kann noch ein paarmal umgepflanzt werden.“

Sie sah ihn jetzt an. Da bemerkte sie erst seine Veränderung. Aber Hans ließ die Erschrockene zu keiner Frage kommen. „Umgepflanzt werden ist gut, Großmutter. Ich denke auch daran. Wundre dich nicht, ich habe meinen Irrtum eingesehen. Wir passen beide nicht in die Welt, Großmutter. Wir müssen für uns bleiben.“

Was ist das? fuhr es der Alten durch den Kopf. Seine Stimme klingt anders, sein ganzes Wesen ist verändert. „Wo bist du denn gewesen, Hans?“ fragte sie angstvoll.

„Ich — ich bin bei einer alten Freundin gewesen!“

Frau Kruse sann nach. Wen mochte er meinen? Es mußte etwas Fürchterliches auf ihn eingedrungen sein. Eine niederschmetternde Enthüllung. Aber das war ja unmöglich. Niemand wußte von Adolfs wirklichem Ende. Nur der Arzt. So hatte man ihr gesagt. Sollte sie denn keinem mehr glauben? Sie nahm seine Hand. „Hans — mein Junge! ... Ich will ja nich in dich dringen. Aber sieh mal — ich bin so müde — ich hab' so furchtbar viel erlebt. An dich halt' ich mich — ich habe nur noch dich. Is dir was Schlimmes passiert? Ich seh

dir's ja an! Sei offen! Laß' mich nich im Ungewiſſen . . ."

Er ließ ihr die Hand. Etwas Sanftes und Ruhigeres kam in ſeine Züge. „Komm' erſt in's Haus, Großmutter . . . Hier auf der Straße . . . Ich fürchte mich ſo vor der Straße . . ."

Sie folgte ihm. Bald ſtanden ſie im Halbdunkel des Hausflurs. „Nun mein Kind? . . . Es preßt dir ja das Herz ab!"

„Ich war . . . Ich mußte endlich 'mal Aufklärung haben. Da bin ich zu Dora Mietke gegangen."

„Was? Zu Dora . . ."

„Sie iſt noch in Berlin, Großmutter . . . Nun weiß ich alles. Ich verſtehe, warum du es mir verheimlicht haſt. Aber was muß ich von Tante und Hermann glauben?!"

Die Großmutter lehnte ſich in plötzlichem Schwächeanfall an die Wand. Dann flüſterte ſie: „Was hat dir die Perſon geſagt? Die Perſon weiß nichts von Tante und von Hermann . . ."

„Trotzdem trau' ich ihr, Großmutter! Sage mir nur das eine: Wie hat mein Vater an dir gehandelt?"

Die alte Frau wandte ihr fahles, ſchmerzvolles Köpfchen zur Seite. „An mir . . .“

„Er hat doch dein Vermögen verwaltet —“

„Ach, laß das, Hans! . . . Das verzeih' ich ihm ja! . . .“

„Großmutter!!“

Hans hielt ſie, damit ſie nicht zuſammenbrach.

„Um Gotteswillen, Großmutter — wir wollen gar nicht davon ſprechen . . . Ich kam nur plötzlich darauf . . . Komm' jetzt nach oben — leg' dich nieder, ruh' dich aus — und verzeih' mir . . .“

Sie ſah ihn feſt, mit einem unendlich ſchweren Blick an. „Nein, Hans . . . Da wir ſoweit mal ſind . . . Du ſollſt jetzt alles von deinem Vater wiſſen . . . Er hat mein Geld im Geſchäft gehabt . . . Alles, was ein alter, zweckloſer Menſch noch übrig hatte . . . Du kannſt dir denken, daß ich davon geträumt habe . . . Später, wenn ich mal nicht mehr bin . . . Dann wird doch jeder ein bißchen von mir haben . . . Das is doch was! . . . Ich hatte ſchon alles eingeteilt . . . Auch für dich, Hans . . .“

„Großmutter! . . .“

„Laß nur . . . Laß mich's ſagen . . . Dein Vater hatte mir 'ne Hypothek für gegeben . . .

für alles . . . er ſprach immer von großen Zinſen . . . und ganz ſicher wär' das Geld . . . an zweiter Stelle . . . auf dem wertvollen Fabrikgrundſtück . . . Ich rechnete mir meinen Vorteil aus — bei meinem Sohn —!"

„Großmutter . . ."

„Laß nur . . . Es war nichts damit, und ich war die Dumme geweſen . . . Dummheit wird immer geſtraft im Leben . . . Es war beim Bankerott nachher die vierte Hypothek, nich die zweite . . . und alles fiel aus . . . alles, was ich hatte . . . Er hat mich ſchändlich betrogen. Das muß ich ihm aufs Grab ſagen — er hat mich zur Bettlerin gemacht, um ſeinem Frauenzimmer was hinſchmeißen zu können — oder deiner Tante — das is ja egal — jedenfalls Leuten, die hinter ihm her waren — ich war nich hinter ihm her. Er hat genau gewußt — Mutter verzeiht mir. Jetzt ſteh' ich erſt da — und ſehe alles — und weiß alles — ſo wie du, mein Junge . . ."

Ein tiefes Schweigen kam. Sie ſtanden am Fuß der Treppe. Hans hielt die Großmutter feſt. Er ſtreichelte den alten zuckenden Körper — dann fragte er ſanft: „Wiſſen muß man's aber — ſonſt kann man nicht gerecht werden. Vater war ein

zu Tode gehetzter Menſch. Er war ein ſchuldiger und abhängiger Menſch. Du verzeihſt ihm?"

Da lohte es auf in dieſem Reſt einer Vollnatur. „Er war mein Sohn! . . . Ich verzeih' ihm! . . . Sonſt wär' ich ja nich wert, noch auf der Welt zu ſein!"

Hans drückte ſie an ſich. Sie ſchwiegen lange. Dann ſtiegen ſie, Arm in Arm, zur Wohnung hinauf. Ehe ſie klingeln konnten, hörten ſie ſchon ein Durcheinander von Stimmen, und die Tür wurde aufgeriſſen. Frau Hinzelmann ſtand neben Bine. „Da iſt ſie ja! Was haben wir für Qualen ausgeſtanden! Bine wollte eben zur Polizei laufen! Denk dir, Hans, den ganzen Vormittag war Großmutter fort! Die alte, kranke Frau mutterſeelenallein in Berlin!"

„In Friedenau," ſagte Frau Kruſe gelaſſen und hängte ihr Hütchen an den Nagel. „Ich bin weder krank, noch hab' ich mich verlaufen. Aber 'ne Wohnung hab' ich."

Frau Hinzelmann packte Hans am Arm, während Bine grell auflachte. „Das iſt der Dank! Das tut ſie uns an! Wir haben, weiß Gott, dafür gelebt, daß Großmutter ihr Leben ruhig beſchließen kann —"

„Fällt mir ja gar nich ein, mein Leben zu beſchließen! Jetzt fang ich erſt an!“

„Und dieſer Spott! Dieſe Kaltherzigkeit! Ich werde noch verrückt!“

Sie waren alle in das Wohnzimmer gelangt, wo auch Lotte ſich aufhielt. Hans ſah finſter auf die exaltierte Tante.

„Du ſollteſt jetzt vernünftig ſein,“ ſagte er plötzlich. „Sieh dir doch Großmutter an, Tante. Sie iſt furchtbar angegriffen.“

Frau Kruſe hatte ſich in den Lehnſtuhl geſetzt und erſchöpft den Kopf zurückgelegt.

Frau Hinzelmann ſah mit großen Augen ihren Neffen an. Auch Bine war verblüfft. Was war das? Das war ja Hanſens erſter, offenkundiger Proteſt? „Alſo dich hat ſie auch ſchon auf ihre Seite gebracht?“

Hans ſchnitt der Tante das Wort ab. „Ich ſpreche nicht als Partei. Aber wir müſſen uns jetzt auseinanderſetzen. Schade, daß Hermann nicht hier iſt.“

Die Frauen wandten ſich in ängſtlicher Spannung zu ihm hin. Was wollte er denn?

„Wir müſſen uns jetzt darüber klar werden,“ fuhr Hans fort — dann brach er wieder ab und

ſtarrte vor ſich hin, als ob er zu keinem der im Zimmer Anweſenden ſprechen könnte.

„Wenn nur Hermann nach Hauſe käme,“ flüſterte Frau Hinzelmann. „Der verſteht ihn am beſten.“

„Hermann?!“ Hans ſchrie es plötzlich. Er hatte die Faſſung verloren. Er ſah, wie Bine zu Frau Hinzelmann eilte und ſie umklammerte. Lotte ſtand am Ofen und faltete die Hände. Die Großmutter erhob ſich.

„Laßt ihn,“ flüſterte ſie. „Er is bei Dora Mietke geweſen. Er weiß jetzt alles . . .“

Nun ahnten die Frauen, was geſchehen war.

„Laß mich kurz ſein, Tante,“ ſagte Hans. „Ich weiß jetzt, wie mein Vater geſtorben iſt.“

„Armer Junge!“

„Rühr' mich nicht an!“

„Wie!“

„Erſt muß ich wiſſen, wer ihr ſeid!“

„Hat Dora Mietke uns verleumdet? Dieſe gemeine Perſon?“

„Das iſt ſie nicht!“

Frau Hinzelmann hob die rechte Hand empor: „So ſchwör ich dir denn bei Gott dem Allmächtigen — mein Gewiſſen iſt rein, Hans! Ich habe

ihn gepflegt und habe ihm deine Mutter erſetzt! Was er zuletzt getan hat, geſchah in Umnachtung! Dein Vater war geiſtig nicht mehr geſund, Hans!"

„Das kann ich mir nicht vorſtellen! Liebebedürftig war mein Vater! Vereinſamt!"

„An Liebe hat es ihm gefehlt," flüſterte die Großmutter. Jetzt ſah man ſie zum erſtenmal in Tränen ausbrechen.

„Das ſagſt du! Du verdächtigſt mich alſo! Ich laſſe mich vor ſeinem Sohn nicht verdächtigen! Die Liebe, die Adolf verdient hat, hat er gefunden!" Nun verlor Frau Hinzelmann den Deckmantel ihres ſchwärmeriſchen Weſens. Ihr Ton wurde hart. Hans ſah ſie in ſeltſamer Spannung an, als ob er jetzt erſt ihren wahren Ton hörte.

„Das iſt ſchändlich, Mutter!" rief Bine außer ſich. „Laß dir das nicht gefallen! Um keinen Preis! Onkel Adolf hat nur ſeine Pflicht getan! Das muß Hans jetzt wiſſen! Das haſt du uns immer vor Augen gehalten, Mutter! Sonſt hätten wir Kinder ja niemals Achtung vor uns ſelber haben können!"

„Quatſch!" rief die Großmutter.

„Gut, gut, Bine," ſagte Hans faſt ruhig. „Ich ſtehe hier auch nicht, um moraliſche Anſprüche

einzukaſſieren. Eure Dankbarkeit iſt mir ganz gleichgültig. Ich frage euch nur nach dem Menſchlichen. Ich frage euch, ob ihr meinen Vater wirklich lieb gehabt habt. Ob es möglich war, daß ihr ihn im Stich laſſen konntet zuletzt, denn er war doch ein guter Menſch, ein armer und liebebedürftiger Menſch. Das ſeh' ich jetzt ein. Daß er ſich ſelber umgebracht hat, iſt ein Abgrund. Mein Vater hat den Tod gehaßt und die eigene Hand — er hat ſich nur geputzt und gepflegt damit! Sonſt hab' ich keine richtige Erinnerung!"

„Laß, Hans — laß, lieber Hans!" bat die Großmutter.

„Nein, Großmutter! Ich muß es jetzt ausſprechen, ſonſt kann ich keine Minute mehr bei Tante bleiben! Sonſt iſt hier alles Lüge und Redensart und —"

„Geh!" Die Großmutter rief es plötzlich hart. Sie ſtand vor Hans und war förmlich gewachſen. „Geh! Es is Zeit für dich! Und ſprich nich weiter!"

Frau Hinzelmann rang die Hände. „Als ob wir ihn ermordet hätten! Bine! Lotte! Verteidigt mich doch!"

„Laß gut ſein, Tante ... Ich weiß ja genug ..."

„Großmutter, ich bitte dich!" fuhr Bine plötz-

lich hoch. „Du mußt jetzt für Mutter ſprechen! Onkel Adolf hat ſich an dir am meiſten vergangen! Dein Letztes hat er nicht verſchont! Großmutters ganzes Vermögen iſt verloren gegangen! Darum, Hans, muß ſie jetzt bei uns ſein! Nun weißt du's!"

Die alte Frau ſah Bine, die mit leidenſchaftlichem Haß ihre Enthüllung hervorgeſprudelt hatte, mitleidig an. „Das weiß er ſchon lange, Bine. Meinen Standpunkt kennt er."

Jetzt wurden draußen Schritte laut. Hermann trat ein. Mit wirrem Blick muſterte er die Faſſungsloſen. „Was iſt hier vorgegangen?"

Hans trat auf ihn zu. „Es handelt ſich um Abſchiednehmen, Hermann."

„Abſchiednehmen?!"

„Ja. Ich will dir ſagen, warum. Ich weiß jetzt, wie mein Vater geſtorben iſt."

Hermann verlor alle Farbe aus dem Geſicht. „Wer hat dir das geſagt? Warum beſtimmt dich das — —"

„Du kannſt es dir wohl denken. Ich kann meine Heimat nicht bei euch finden, Hermann."

„Du biſt uns immer willkommen, Hans. Aber deinen Vater haben wir überwunden."

„Wie Schlinggewächſe einen geſunden Baum!“

„Hans!!“

„Er muß ein furchtbares Leben geführt haben! Ihr habt ihn bis zuletzt belauert! Ihr habt in Geld ausgemünzt, was er euch von ſeiner Seele gegeben hat!“

„Das wagſt du mir zu ſagen?!“

„Ich ſeh es jetzt deutlich vor mir! Sonſt wär' er nie zu d e m geflohen! Ihr habt mich erſt um meinen Vater gebracht!“

„Du biſt außer dir! Ich will dir nicht länger Rede ſtehen!“

„Tu's, Hermann! Tu's! Wir Söhne müſſen es ausfechten! Ich weiß jetzt, was das Leben wert iſt! Ich will es erleben!“

Nach dieſen Worten ging Hans in ſein Zimmer.

Dreizehntes Kapitel

Seinen Entſchluß in die Tat umzuſetzen, war Hanſens erſter Gedanke. Er ſchritt auf ſeinen Koffer zu und kramte zuſammen, was ihm in die Hände fiel. Er wollte ſich reiſefertig machen. Unbekümmert um das Bild ſeines Vaters, das noch immer über dem Bett hing und auf ihn niederſah, arbeitete er darauf los. Aber die Anſpannung ſeiner Energie war bald vorüber. Der ſchmerzliche Aufruhr wirkte nach. Er ließ die Hände ſinken. Dumpf brütend ſtarrte er vor ſich hin. Das alles war ja keine Erlöſung. Die Menſchen, die er nun kennen gelernt hatte, hielten ihn mit dem Unrecht feſt, daß er ihnen im Schmerz getan. Denn es waren im Grunde arme, lichtſcheue, unverſtändige Menſchen. Er ſprach an ihnen vorbei. Was ihn wirklich quälte, erfaßten ſie nicht. Hans fühlte ſich hilflos.

In ſeinem Grübeln und Ringen überhörte er, daß mehrmals an die Tür geklopft wurde. Jetzt

ließ der Beſuch ſich deutlicher vernehmen; Hans fuhr auf. Er hatte die Tür verſchloſſen. Als er ſie öffnete, ſtand er vor Lotte. Sie hatte geweint. Sie ſah ihn mit einem Blick an, der ihm ſofort Wärme gab und ihn klarer ſehen ließ in ſeinem ratloſen Dunkel. Es tat ihm wohl, daß ſie kam. Lotte mußte er noch ſprechen. Er nahm ihre Hand und führte ſie zum Sofa. Ein langes Schweigen laſtete auf ihnen. Lotte hatte mit einem Blick geſehen, was Hans vorhatte. Der Koffer und die durcheinandergeworfenen Kleidungsſtücke wären nicht nötig geweſen — ſie wußte, er wollte fort. Fort! Das war das Fatum, die nicht zu begreifende, ſchreckliche Wendung. Hans wollte fort. Sie ſollte für immer allein bleiben. Aber wie ihn halten? Jetzt noch? Er wußte ja ſo gut, was auf ihn wartete. Den Sumpf ließ er hinter ſich. Er fuhr über das weite, ſchäumende Meer, in glanzvolle Fernen. Drüben gab es andere Menſchen. Wenn ſie dorthin mitkönnte. Und durfte das nicht ſein — warum hatte er ihr die Ferne gezeigt?

Hans ſpürte einen lautloſen Kampf in Lotte. Überraſcht ſah er auf ihren ſchmalen, glattgeſcheitelten Kopf, der neben ihm ſich beugte und leiſe nickte in heiß bekämpfter Qual. Er wollte ſie zum

Sprechen bringen. Den einzigen Wert in der alten Heimat fühlte er hier. Lebhaft ſtand ihm plötzlich wieder der Abend in Wannſee vor Augen. Er ſah Lotte im Sonnenuntergang durch den Wald wandern und hörte wieder ihre gütigen Worte. Die einzige Freundin ſeines Vaters! Die einzige, die ihn verſtanden hatte! In deren Herzen ein Denkmal des Toten ruhte. Nein, es war nicht möglich. Lotte konnte nicht zu den Phariſäern gehören.

„Was möchteſt du?“ fragte er leiſe.

Sie ſtieß nur mühſam ihre Antwort hervor: „Ich habe das Gefühl gehabt, jetzt muß man bei dir ſein. Jetzt darfſt du nicht allein ſein, Hans.“

„Ich hatte mich in die Einſamkeit gerettet, Lotte.“

„Soll ich wieder gehen?“

„Nein — bleib hier. Es tut mir wohl, daß ich dich noch ſpreche.“

In ihren kleinen, tiefliegenden Augen, die meiſt ſo ſtill und ausdruckslos waren, leuchtete es auf. „Das freut mich,“ ſagte ſie raſch und mit veränderter Stimme. Es war nicht mehr ihr demütiger Kinderton, ſie ſprach als ein gereiftes Weib. „Das iſt gut, Hans. Wir beide müſſen uns noch ſprechen. Du willſt fort, nicht wahr? Das ver-

ſteh' ich. Du kannſt gewiß nicht mehr hierbleiben. Aber die anderen, die ſind jetzt außer ſich, und da tun ſie immer das Falſcheſte. Großmutter nicht. Die arme alte Frau — die hab' ich eben zu Bett gebracht. Für die iſt es überhaupt zuviel. Aber Hermann hätte zu dir gehen ſollen. So könnt ihr doch unmöglich auseinander kommen. Ihr müßt euch doch verſtändigen. Bine iſt halb verrückt. Da dacht ich mir: Wenn alle ſo ſind, dann geh ich jetzt alleine zu ihm. Freilich, wenn du was davon haſt, Hans. Denn ſie ſagen ja immer, ich bin dumm."

Hans nahm Lottes Hand. „Laß ſie ſagen, was ſie wollen, Lotte. Wir beide ſind die Dummen. Es geht mir alles durcheinander. Ich finde mich nicht mehr zurecht. Unrein iſt alles, aber ich höre bei dir den reinen Ton. Daran will ich mich halten. Das brauch' ich. Meinen Vater finde ich niemals wieder, und meinen Freund habe ich verloren — wenn ich ihn jemals beſeſſen habe."

Lotte unterbrach ihn: „Hermann? Tu' ihm kein Unrecht, Hans! Du weißt nicht, wie Hermann darunter leidet!"

Hans fuhr ſich mit der Hand über die Stirn. „Ich will gerecht ſein, auch gegen ihn. Ich will das alles nur als Lehre hinnehmen. Weißt du,

Lotte, als feſtes und ſchweres Gewicht. Ganz unten im Koffer. Kein Menſch ſoll etwas davon wiſſen. Ich weiß es nur, ich hab' es erlebt. Ich bin nun doch in der „Penſion Zweifel" geweſen. Verſtehſt du mich, Lotte? Ich glaube, man muß da mal gewohnt haben, ſonſt wird man zu leichtgläubig auf der Welt. Aber haltet mich nicht mehr. Haltet mich um Gottes willen nicht mehr. Jetzt bin ich zu Hauſe geweſen. Ich will wieder dorthin, wohin ich gehöre."

Hans war während ſeiner Worte aufgeſtanden und zum Fenſter geſchritten. Seine Erregung ließ ihn erſt allmählich merken, wie ſein Abſchied auf Lotte gewirkt hatte. Sie hatte die Faſſung verloren. Sie ſaß auf dem Sofa, das Geſicht in die Hände gepreßt, von leidenſchaftlichem Schluchzen geſchüttelt. Er eilte zu ihr, denn er fürchtete für ſie. Er wollte ihr die Hände vom Geſicht löſen. Da ſah er ihre Verſtörtheit. Ein wunderſames Staunen ergriff ihn, als er plötzlich ihre Flüſterworte vernahm: „Geh nicht fort, Hans! Geh nicht fort! Ich kann nicht mehr allein bleiben, Hans! Dann leb' ich nicht länger!"

„Lotte — —!"

„Mach' mit mir, was du willſt! Ich will nur

bei dir ſein, ich will für dich arbeiten vom Morgen bis zum Abend! Vielleicht kannſt du mich doch ein bißchen brauchen! Dein Vater hat mich doch auch gebraucht! Warum ſoll ich denn ewig ſolch ſtummes und dummes, unnützes Ding bleiben?"

„Du!" Er umſpannte ihre Hände mit ſeinen Händen. „Du!" flüſterte er heiß. „Das biſt du nicht! Dich hat noch keiner richtig geſehen! Dich können die alle nicht begreifen! Ich verſteh' dich, Lotte! Nun weiß ich, warum ich nach Hauſe gekommen bin!"

„Hans!!" Es war ein neuer und ſtarker, ein nie vernommener Jubel in ihrer Stimme. Sie ſahen ſich an, ſie lachten. Dann warf ſich Lotte in Hanſens Arme. — —

Nach einer Stunde verließen beide das Haus. Sie fuhren nach Wannſee hinaus, um dort den Reſt ihres erſten Frühlingstages zu verbringen. Lotte ſollte abends zu ihren Angehörigen zurückkehren, während Hans in Wannſee blieb. Von Berlin aus ſchickte er noch einen Brief an Frau Hinzelmann, der folgenden Wortlaut hatte: „Liebe Tante! Verzeih' mir, daß ich ohne Abſchied fortgegangen bin. Nimm das nicht als feindſeliges

Zeichen auf. Ich bin im Gegenteil verſöhnlich und dankbar geſtimmt, denn ich habe doch etwas bei Euch gefunden, was unſchätzbar viel mehr iſt als alles Leid, das ich fand —: Lotte iſt bei mir, Deine Tochter Lotte! Abends kommt ſie zu Dir zurück. Ich bleibe einige Tage in Wannſee, bis ich ruhiger geworden bin. Dann beginnt ein neues Leben. Ich habe mich mit Lotte verlobt, Tante. Gib ſie mir. Wir können nicht ohneeinander leben. Lotte will dorthin, wo ich bin. Sie macht ihr Schickſal zu dem meinigen. Bitte, ſage das auch Hermann von mir. Das Größte bei einem ſeeliſchen Zuſammenbruch iſt: dann gerade das Wunder zu finden! Das Wunder der Liebe! Alles ſieht anders aus! Zweifel wird Glaube! Man bedauert die Menſchen, die nicht mitfühlen dürfen! Man reicht ihnen die Hand! Mein Vater muß auch was von dieſem Glück in der Seele gehabt haben, trotz allem, von dieſem Allverſöhnenden! Das habt Ihr nur nicht verſtanden! Ihr habt Euch den Blick für das Weſentliche genommen! Ich wünſche Euch, daß Ihr ihn bald gewinnt! — Dann ſcheiden wir wirklich in Frieden. Wenige Tage noch, und ich komme noch mal, um adieu zu ſagen, Euch zu danken und Lotte von Euch zu empfangen. Mir

ſchwankt der Kopf, mir zittert die Feder. Aber das iſt ſo ſchön, Tante, ſo wunderbar ſchön. Wer hätte gedacht, daß dieſer Tag ſo für mich endet? Grüße Großmutter.

Dein Hans."

Frau Hinzelmann ſaß mit Hermann und Bine ſtumm vor dieſem Brief. Es war Abend geworden. Noch war Lotte nicht zurückgekehrt. Frau Hinzelmann hatte lange geweint. Nun aber faßte ſie ſich und nickte vor ſich hin: „Lotte! Lotte! Ja, ich habe ihr immer etwas zugetraut! Wenn du auch geſagt haſt, Bine —"

Bine fuhr plötzlich auf. „Ich?! Ich habe nur geſagt, daß ich ihr mehr zutraue als allen Koketten der Welt! Lotte iſt eine ganz Verſteckte! Nun, mir ſoll es recht ſein! Ich wünſche ihr alles Gute! Jetzt hat ſie ja ihren Zweck erreicht!"

„Sprich nicht von Zweck, Bine," ſagte Hermann mit ſeltſam dumpfer Stimme. „Der Brief klingt anders."

„Nein, nein, wie geſagt, ich freue mich," begann wieder die Mutter. „Die arme Lotte. Es iſt gewiß ein großes Glück für ſie."

„Na, ich, ich weiß auch, wo ich hingehöre!" rief Bine ſchluchzend und ſtand auf. „Darauf

könnt ihr euch verlaſſen! Mich trifft das alles nicht! Ich weiß, was ich mit Herrn Bamberger vereinbart habe! Ich finde meine ſichere Exiſtenz! Das Alter bietet einem doch mehr Garantien als ein ruheloſer, junger Menſch! Ach, Ruhe, Ruhe! Ich ſehne mich ja nur nach Ruhe!“

Hermann erhob ſich plötzlich und verließ das Zimmer. Die Mutter ſah ihm gedankenvoll nach. „Wie erregt er iſt. Wie ihm das wieder nahegeht. Der arme Junge. Aber er freut ſich doch, daß Hans nicht mehr böſe iſt. Das weiß ich ganz gewiß. Ach, Bine, wenn man es recht betrachtet, kann noch alles ſehr ſchön werden. Du weißt, was du tuſt, mein Kind, und Lotte iſt unſere große Überraſchung. Das muß ich doch gleich Fräulein Fuchs erzählen und Herrn Neißer. Die werden ſich freuen.“

„Sei nicht wieder voreilig, Mutter,“ ſtieß Bine zornig hervor. „Noch iſt die offizielle Verlobung nicht proklamiert!“

„Aber Großmutter darf ich doch wenigſtens Hanſens Brief zeigen! Der armen, alten Frau, die krank zu Bett liegt! Das wirſt du mir doch erlauben!“

„Tu, was du willſt!“ Bine lief davon.

Als Frau Hinzelmann zu ihrer Mutter kam, brachte ſie die große Neuigkeit zu ſpät. Lotte war bereits zurückgekommen und ſaß am Bett ihrer lieben Alten. Das reife Glück der völlig verwandelten Enkelin brachte einen ſchönen und troſtvollen Schimmer auf Frau Kruſes Antlitz. Sie ſchwieg, ſie fühlte das Pulſen der Jugend in Lottes Händen. Mit tiefem Lächeln hörte ſie Hanſens Brief an. Als man ſie allein ließ, damit ſie Schlummer fände, flüſterte ſie vor ſich hin: „Der arme Adolf. Ja, die Toten ſind die einzig Betrogenen. Man muß es noch 'ne Weile mitmachen.“

Vierzehntes Kapitel

Erſt ſpät am Abend kehrte Hermann von ſeinem Ausgang zurück. Die Frauen wußten nicht, wo er geweſen war. Schule oder Privatſtunden konnten ihn nicht ſo lange feſtgehalten haben. Lotte ſah ihn bleich und mit halb geſchloſſenen Augen an ſich vorübergehen. Er richtete keine Frage an ſie. Sofort begab er ſich in ſein Zimmer und ließ das Abendbrot dorthin bringen. Er wollte noch arbeiten. Aber in Frau Hinzelmann, deren ſchmerzliches Gefühl durch Lottes Verlobung immer mehr in ein freudiges und hoffnungsvolles überging, blieb die Sorge um ihren Sohn wach. Das ſpürte ſie als Mutter doch: wenn Hermann ſtill war, ſtill und menſchenfeindlich, litt er. Aber was mochte in ihm vorgehen? Das konnte Frau Hinzelmann ſich nicht enträtſeln. Seitdem er Hanſens Brief geleſen hatte, war Hermann verändert. Dieſer Brief hätte doch eigentlich eine ganz andere Wirkung auf ihn ausüben müſſen, ſagte ſich Frau

Hinzelmann. Welche Sorge war ihm nun mit Lotte genommen, und wie groß konnten die Vorteile ſein, die man ſpäter noch von Hans haben würde. Onkel Adolfs Sohn war aus anderm Holze geſchnitzt als der leichtſinnige Vater. Der würde gewiß eine glänzende Zukunft haben.

Frau Hinzelmann fühlte ſich allzu hilfsbereit. Es ließ ſie nicht ruhen. Als die anderen alle ſchlafen gegangen waren, ſchlich ſie ſich noch vor Hermanns Tür. Kein Laut war zu vernehmen — er arbeitete alſo. Das beſtimmte die Mutter nicht, ſich zu entfernen, ſondern ihn aufzuſchrecken.

Als ſie mit liebevoll gerührter Miene vor ihm ſtand, ſah ſie ihn, den Kopf in beide Hände geſtützt, am Schreibtiſch ſitzen. Er arbeitete nicht. Heftig fuhr er beim Anblick der Mutter auf. Er glich einem Menſchen, der ſich ertappt fühlte. „Was willſt du denn?“ fragte er rauh. „Ich habe jetzt wirklich keine Zeit, Mutter. Laß mich endlich mal in Ruhe. Ich muß endlich mal zum Arbeiten kommen.“

„Du arbeiteſt ja ſo viel, mein Junge. Du ſollteſt jetzt ſchlafen gehen.“

„Schlafen? Was ſind das für Torheiten? Wenn ich ſchlafen könnte, würd' ich es tun.“

„Du kannſt nicht? Um des Himmels willen, Hermann! Du kannſt nicht?“

„Ich habe etwas Beſſeres vor. Ihr müßt mich jetzt überhaupt vollkommen auf meinem Wege laſſen. Ich muß mich von all dem Alltagskram zu einer Tätigkeit durchringen, die — — ich weiß nicht, ob ich mich dir verſtändlich machen kann, Mutter. Kurz: hier iſt etwas Großes!“ Er ſchlug mit der Fauſt auf den Schreibtiſch. „Eine ganz große Aufgabe! Ich muß das jetzt unbedingt zu Ende führen!“

„Aber, Hermann, das iſt ja mein ſehnlichſter Wunſch. Daß du Befriedigung findeſt, mein Junge. Iſt es vielleicht der Jahresbericht vom Gymnaſium?“

Er fuhr gequält in die Höhe. „Nein, Mutter! Es iſt kein Jahresbericht! Wiſſenſchaft! Zum Donnerwetter! Wiſſenſchaft, Mutter!“

Frau Hinzelmann zog ſich erſchrocken zur Tür zurück. „Ja, ja — nun will ich dich auch allein laſſen.“ Sie wollte wirklich gehen. Da hielt Hermann ſie zu ihrer Überraſchung feſt.

„Einen Augenblick, Mutter ... Was iſt denn eigentlich mit Lotte? Ich meine — wie benimmt ſie ſich? Was ſagt ſie?“

„Oh, ich glaube, ſie iſt ſelig, ſelig, Hermann!“

„Hm . . . Hans iſt ein vorzüglicher Menſch. Ich hoffe, daß Lotte ſich darüber klar iſt und ihm die Frau wird, die er verdient. Der Brief war ſchön. Findeſt du nicht auch, Mutter? Ich fand etwas Goetheſches darin. Etwas Unmittelbares, Großzügiges. Ich kann dir das nicht ſo auseinanderſetzen.“

Frau Hinzelmann horchte auf. Wie ſeltſam verändert war Hermann. Das war ein ganz anderer Ton. Er ſchien ſie jetzt zu brauchen. Er ſchien ſich voll Unruhe nach einem Menſchen zu ſehnen, gegen den er offen ſein konnte. Faſt wie als Kind in ſchlimmen Krankheitstagen. Seine bärtige Männlichkeit, ſein ſtrenges Pädagogentum, das auch die Mutter eingeſchüchtert, war plötzlich fort. Etwas Weiches, Hilfloſes lag in Hermanns Augen . . .

„Setz' dich doch, Mutter. Noch einen Augenblick, wenn du Zeit haſt. Dann geh' nur ſchlafen.“

„Aber ja, mein liebſter Hermann . . . Mit tauſend Freuden, mein einziger Junge . . .“

Er ſtützte den Kopf in die Hand. „Die Löſung iſt gut,“ flüſterte er. „Sehr gut. Aber ich — ich bleibe in einer ſchiefen Lage. Hat Bine was darüber geſagt?“

„Bine hat gar nichts geſagt. Die freut ſich ja nur auf ihre Tätigkeit bei Herrn Bamberger.“

Hermann machte eine ſchroff ablehnende Bewegung. „Bamberger gefällt mir nicht, Mutter. Aber laſſen wir das. Ich bin und bleibe Hanſens Freund, Mutter. Nicht nur ſein Verwandter. Ich muß unbedingt eine Rechtfertigung vor ihm haben.“

„Aber, Hermann, laß doch jetzt die alten Geſchichten. Hans hat ja ſelbſt in ſeinem Brief —“

„Du verſtehſt mich nicht, Mutter. Hanſens Standpunkt iſt durchaus klar und würdig. Darüber brauchen wir nicht mehr zu reden. Ich reſpektiere den Schmerz um ſeinen Vater. Überhaupt ſeine ganze Anſchauungsweiſe. Freilich — wenn er ihm im Leben gegenübergeſtanden hätte ... dieſem Rechthaber, dieſem durch und durch eitlen und tyranniſchen Mann ... Ich weiß, was du einwerfen willſt, Mutter. Wir haben unter Onkel Adolf gelitten, wir haben uns ducken müſſen. Jahr für Jahr. Aber man kann auch anders über ihn denken. Man kann allmählich auf Hanſens Standpunkt gelangen. Das hängt vollkommen von der perſönlichen Entwicklung ab. Ich weiß das als Pädagoge. Hans hatte dieſe Entwicklung.

Darum kann er jetzt so sprechen, wie er spricht, so fühlen, so handeln. Deshalb ist er frei. Er hat keine gebundenen Hände. Das ist von unschätzbarem Wert, Mutter. Und das Tollste ist, daß er sich seines Reichtums gar nicht bewußt ist."

Hermann war aufgestanden. Es glühte in seinen dunklen Augen, in seinen bleichen Zügen zuckte es wie fiebernde Erkenntnis. Die Mutter sah ihn liebevoll an, aber ohne ihn zu begreifen. Schon kam der Ausdruck wieder in ihre Züge, den er jetzt am wenigsten ertragen konnte: Anbetung. Er hielt ihr wahrhaftig keine Predigt. Er wollte die Kräfte seines Geistes nicht leuchten lassen. Schnell sprach er deshalb weiter: „Ich stehe ganz objektiv vor Hans. Beneidet hab' ich ihn oft. Aber jetzt fühle ich erst Grund dazu."

Frau Hinzelmann fuhr hoch. „Beneidet? Dazu hast du wahrhaftig keinen Grund, Hermann! Hans zu beneiden!"

„Mutter —!"

„Dagegen muß ich mich energisch verwahren! Das ist einfach Übertreibung, Hermann! Wie kannst du dich überhaupt mit Hans vergleichen? Was hast du geleistet und was er? Du stellst

dein Licht unter den Scheffel! Hans wird immer von dir lernen können!"

„Lernen, Mutter?" Hermann ſtand aufrecht am Schreibtiſch und krampfte die Fauſt auf der Tiſchplatte. „Ich bin vollgeſtopft von dem, was man aus Büchern weiß. Aber glaubſt du, daß Hans das von mir annimmt?"

„Um ſo ſchlimmer für ihn!"

„Du verteidigſt blindlings, was du nicht verſtehſt, Mutter. Nein, du verſtehſt mich wirklich nicht. Wir ſind jetzt allein, zum erſtenmal richtig allein. Da will ich dir etwas verraten: Mit allem, was ich geleiſtet und gelernt habe, ſtehe ich machtlos vor dem, was die Wiſſenſchaft — —"

Er kam nicht weiter. Die Augen der Mutter wurden immer größer und ruhten geſpannt auf ihm. Da nahm er ſich noch einmal zuſammen. Aber er flüſterte nur, was er ſo ſtark und oſtentativ begonnen hatte: „Was die Wiſſenſchaft eines Menſchen iſt — der lebt! . . ."

„Lebſt du denn nicht, Hermann?"

„Mutter." Er wandte ſich ab. „Nicht ſo — nicht in Hanſens Sinne. Das iſt eben der Unterſchied zwiſchen uns beiden. Ich habe für euch gearbeitet. Ich habe meine ganze Exiſtenz in die

Maßſtäbe eurer Exiſtenz eingeſpannt. Das brauchte Hans nicht. Er war ſich ſelbſt ſeine Arbeit, ſich ſelbſt ſein Maßſtab. Das iſt das größte Glück, das man haben kann. Dann ſtimmt erſt alles. Dann erſt iſt alles richtig. Und es kommt — — es geſchieht, was im Goetheſchen Sinne — —"

Er war zum Fenſter getreten und preßte die fiebernde Stirn an die Scheibe. Frau Hinzelmann konnte ſein Geſicht nicht ſehen, aber ſie merkte, daß ſein ſtarker Körper zitterte. Es war wie ein innerliches Schluchzen. Da faltete ſie die Hände, und ihre ratloſe Liebe brachte rührende Hilfloſigkeit über ihr Geſicht. Sie ſuchte nach Troſt. Sie hielt das alles nur für Nachtgeſpenſter. Es konnte ja ihr Hermann, ihr ſelbſtbewußter, nie zu erſchütternder Sohn nicht ſein, der ſo ſprach. Zaghaft näherte ſie ſich ihm, von Angſt geſchüttelt, daß ſie etwas ſagen könnte, was ihn aufreizte und das glühende Leid zur Flamme entfachte.

„Hermann, mein einziger, geliebter Hermann! Das wird ja alles beſſer! Es iſt ja gewiß ſchon beſſer! Hans kommt zurück! Das hat er ja geſchrieben, und dann ſprichſt du mit ihm . . ."

Er wandte ſich nicht nach ihr um, aber er antwortete ſanfter: „Was ſoll mir dieſe Ausſprache

bringen? Hans wird zurückkommen und nur Augen für Lotte haben. Er wird darnach trachten, wieder fortzukommen auf die See, nach Amerika oder Indien oder ſonſt wo hin, wo das Leben auf ihn wartet."

„Das Leben, Hermann? Das haſt du doch auch noch vor dir?"

„Mutter . . ."

„Beſinne dich doch auf dich ſelbſt. Was kann es wohl für ein beſſeres Leben geben, als für ſeine Mutter zu arbeiten? Und was wird noch für dich kommen, Hermann? Wie angeſehen wirſt du ſein. Und wie wirſt du vielleicht einmal ein herrliches Geſchöpf finden, mein Junge."

Tränen ſchnitten ihr die Worte ab, aber nun hatte ſie doch auf ihn gewirkt. Es war Liebe, was aus dieſem Mutterherzen kam. Er ſenkte den Kopf. Dann antwortete er: „Ich fühle mich ſelbſt ohne Schuld. Ich mußte mich bis ins Innerſte gegen das wehren, was ein Menſch wie Onkel Adolf war. Das kann Hans nicht verſtehen. Ich habe mich auch zur Freiheit durchgerungen. Aber ich habe zuviel aufgeladen bekommen, Mutter. Meinetwegen das, was mir „Würde" gibt. Aber wenn das Glück nur Laſt iſt, und wenn alles, was es uns

bringt, dasſelbe Geſicht hat? Ihr kennt mich ja nicht. Ihr kennt mich im Grunde alle nicht. Ich habe viel Ähnlichkeit mit Hans. Ich ſehe etwas Leichtes und Leuchtendes vor mir. Etwas ganz Freies und Fröhliches. Ich kann mir ſogar vorſtellen, daß Lotte das jetzt zu ſehen bekommt. Lotte, Mutter. Das wird mir immer das größte Rätſel bleiben."

„Hindere ich dich denn? Halte ich dich? Sollen deine Worte einen Vorwurf gegen mich bedeuten? Dann wäre ja mein ganzes Leben umſonſt geweſen."

Er wandte ſich raſch nach ihr um. Ein ſeltſamer, leidvoller Ernſt lag auf ſeinen Zügen. „Nein, Mutter! Was ſoll ich dir darauf ſagen? Wir wollen lieber nicht weiter ſprechen. Wir wollen dieſe Stunde auf ſich beruhen laſſen und ſie nie wieder heraufbeſchwören. Die Jugend hat mit dir geſprochen. Ich glaube, dem entgeht kein alter Menſch. Wir ſind gefangen, wir ſind wilde, biſſige Tiere. Aber wir bleiben eingeſperrt, Mutter. Wir wiſſen, was wir zu tun haben. Heute und morgen. Morgen ſind wir alle wieder im Fahrwaſſer."

„Morgen, mein Junge . . . Nun ſchlafe nur und hole dir friſche Kraft. Du haſt es wirklich nötig. Gott wird dir Schlaf ſchenken."

Sie küßte ihn und wandte ſich ab. Er ſah ihrem grauen Kopf nach, während ſie zur Tür ſchritt. „Schwer, ſchwer,“ flüſterte er. „Aber zufrieden geb' ich mich doch nicht.“

Sie hörte dieſe leiſen, geheimnisvollen Worte. Einen Augenblick dämmerte es ihr, als ob ſie mit dem Vetter Hans zuſammenhängen könnten, deſſen Gläubigkeit zweifeln gelernt hatte. Aber das huſchte nur flüchtig an Frau Hinzelmanns armem Kopf vorüber. Sie nickte Hermann noch einmal mit einem Lächeln zu, das alles zu verſtehen vorgab. Seiner Gewohnheit nach ſah ſie ihn wieder aufrecht am Schreibtiſch ſtehen. Er hatte die Hand zwiſchen die oberſten Knöpfe ſeines Rockes geſchoben. Ernſt ſah er ſie an. In Wahrheit aber blickte er über die kleine Mutter fort. Da glaubte ſie ihn in ſeiner alten Faſſung und ging befriedigt. Auf dem Korridor ſann ſie noch eine Weile und kam zu dem Ergebnis, das ihr am wohltätigſten war: Mein prächtiger Junge. Mein Einziges auf der Welt. Du weißt ſchon, was du willſt. Wenn du erſt wieder in deiner ſchönen Tätigkeit biſt, als Lehrer der Jugend — dann wirſt du ruhig.

Druck von Mänicke und Jahn, Rudolſtadt.

Princeton University Library
32101 066916840